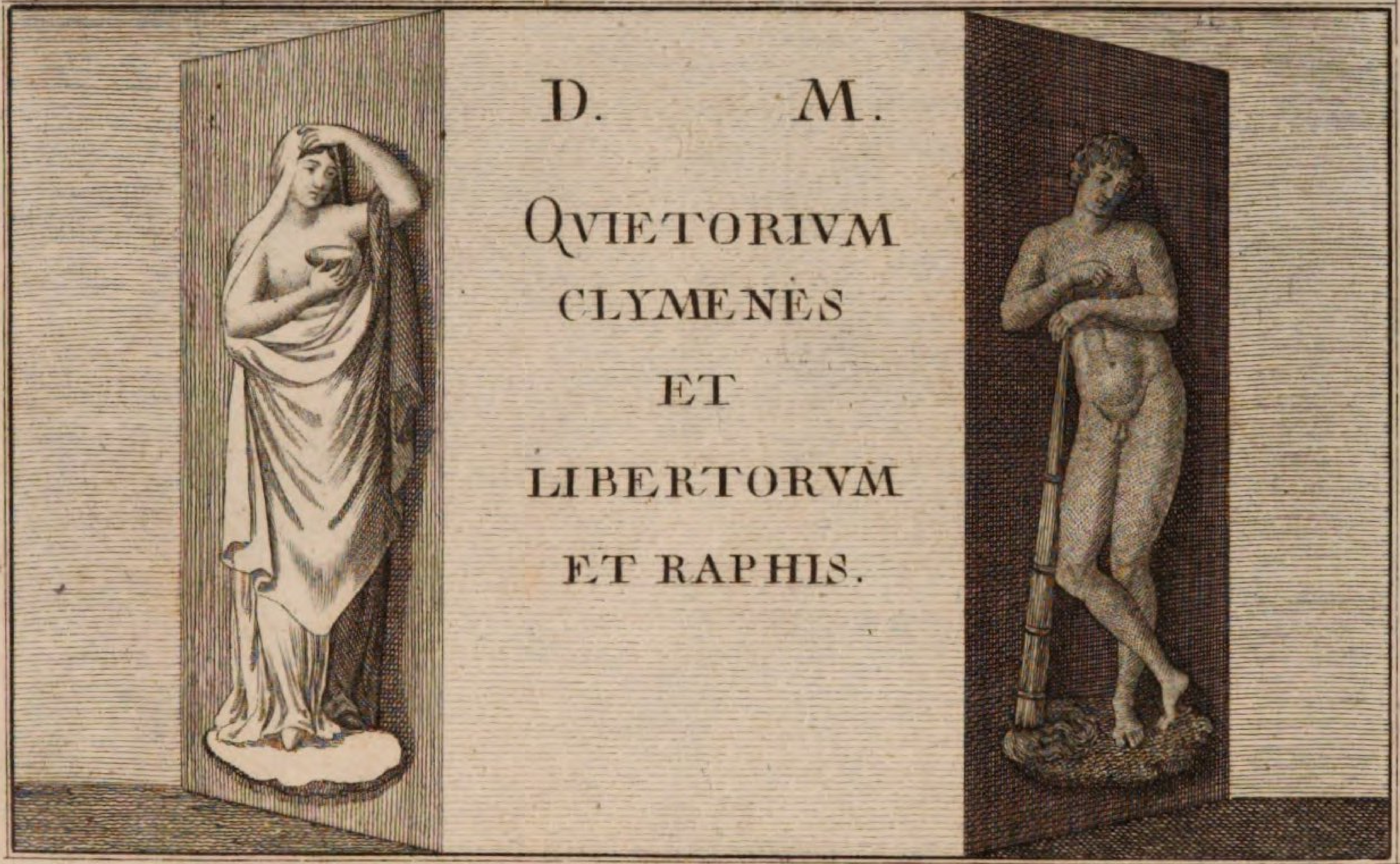
Opp. 528 17
B. Hag. 23

<36631156610016

<36631156610016

Bayer. Staatsbibliothek

Less: 17. B.



G. Ephr. Lessings
Artistische
und
antiquarische Schriften.

Dritter Theil.

BIBLIOTHECA MONACENSIS

SEMINARIAL-BIBLIOTHEK FREISING

Wien, 1802.
Im Verlage bey Anton Pichler.

Wbg 166143

Bayerische
Staatsbibliothek
München

VIII.

Ueber die Ahnenbilder der Römer.

Eine antiquarische Untersuchung.

1769.

Der Herr Geheimerath Klotz glaubt über die Ahnenbilder der alten Römer eine ganz neue Entdeckung gemacht zu haben. Da er indeß weiß, daß dergleichen Entdeckungen nicht leicht eines apodiktischen Erweises fähig sind; so begnügt er sich, ihr den Namen einer Muthmaßung zu geben, der es an einer schmeichelhaften Wahrscheinlichkeit nicht mangle, und empfiehlt sie der Prüfung der Gelehrten.

Ich denke, daß ich diese Prüfung vornehmen kann, ohne mich einer großen Eitelkeit schuldig zu machen. Ich bin ein Schulmann*), dessen

*) Lessing war anfänglich Willens, diese Abhandlung anonymisch, und, wie man hier sieht, unter der Maske eines Schulmanns herauszugeben; hernach aber änderte er diesen Vorsatz. E.

Pflicht es ist, in dergleichen Dingen ein wenig bewandert zu seyn.

„Es ist bekannt,“ schreibt Herr Klotz in seiner Vorrede zu den verdeutschten Abhandlungen des Grafen von Caylus *), „daß die Verwaltung der höhern obrigkeitlichen Aemter den römischen Edelleuten das Recht gab, die Bilder ihrer Vorfahren in ihren Vorsälen aufzustellen. (Spanheim de uſu & Præſt. Numiſm. Diſſ. X. p. 3.) Es wurden dieselben“ —

Doch, nicht weiter! Cantherius in limine! — Herr Klotz strauchelt bey dem ersten Schritte, den er über die Schwelle thut.

Ich will nicht fragen: wenn die Sache bekannt ist, was bedarf sie eines Währmannes? — Eine Anführung zu viel, ist besser als eine zu wenig! — Aber ich frage: warum ist Spanheim hier der Währmann **)? Spanheim ist in dieser Materie weder der erste noch der ausführlichste Schriftsteller. Wenn Hr. Klotz Neuere citiren wollte, so hätten es Sigonius oder Lipsius seyn müssen.

Ich halte viel von einem Gelehrten, der mich gleich vor die rechte Schmiede weiset.

*) Erster Band, Altenb. 1768. 4.

**) Vermuthlich wohl, weil ihn Klotz im Gesnerischen Thesaurus angeführt fand; eine Quelle, woraus er so oft seine Nachweisungen schöpfte. E.

Und wenn Herr Klotz nun den Spanheim für die rechte hielt? — Sodann hätte er nicht sowohl diese, als eine andere Stelle aus ihm (nehmlich Diss. I. p. 49.), wenigstens diese nicht ohne jene, anführen müssen; weil wir nicht in dieser, sondern in jener, auf den Hauptort des Cicero *) verwiesen werden, aus dem es allein erhellet, daß das Jus imaginum den höhern obrigkeitlichen Personen eigen gewesen sey.

Ich mache ihnen dieses Vorrecht nicht streitig; aber ich glaube behaupten zu dürfen, daß man es zu weit ausdehne, wenn man auch die Vorsäle der Privatpersonen darunter begreift.

Ich meyne: das Jus imaginis ad memoriam posteritatemque prodendæ, welches Cicero, wie er sagt, erst durch seine Erhebung zum Aedilis erhielt, ging bloß auf öffentliche Oerter; und erstreckte sich auf das Wohnhaus der Bürger nicht. Dort, auf den Straßen und freyen Plätzen, in Tempeln und Gebäuden für das gemeine Wesen, hatten nur die das Recht, ihre Bilder aufzustellen, welche sich in kurulischen Würden um den Staat verdient machten. Aber wo findet man die geringste Spur, daß es allen andern Römern sey benommen gewesen, ihr eigenes Bildniß innerhalb ihrer vier Pfähle zu haben?

Auch ist weder Sigonius, noch Lipsius,

*) Verr. V. c. 14.

den Gutherius *) hier für den Ausschreiber des Sigonius nicht ohne Grund hält, so weit gegangen. Keiner von ihnen hat in der Stelle des Cicero die Ahnenbilder in den Vorsälen der Privathäuser gefunden; sondern es ist die Heerde ihrer Nachfolger, welche die Sache vollends aufs Reine zu bringen glaubten, wenn sie auch diese, und vornehmlich diese Bilder zu denen zählten, auf welche allein der curulische Stuhl berechtigte.

Ich will mich in die nähern Beweise hiervon jetzt nicht einlassen. Denn was thut alles das gegen Herrn Klotz? Ihm war es vergönnt, der gewöhnlichen Leyer zu folgen. Nur hätte er ihr auch recht folgen, und unerwiesene Dinge mit eigenen Fehlern nicht noch mehr verstellen sollen.

„Die Verwaltung der höhern obrigkeitlichen Aemter, sagt er, gab den römischen Edelleuten das Recht, die Bilder ihrer Vorfahren in ihren Vorsälen aufzustellen.“

Die Bilder ihrer Vorfahren? Aller ihrer Vorfahren? Und nur ihrer Vorfahren? Nicht auch ihre eigene? — Man kann sich nicht schielender ausdrücken. Wenn sich Herr Klotz aus den einzelnen Stellen der Alten keinen richtigen Begriff bilden konnte; so hätte ihm der erste der beste neuere Alterthumskundige die Sache deut-

*) De Jure Manium, L. I. c. 22.

licher machen können *). Der, welcher in einer Familie zuerst ein kurulisches Ehrenamt bekleidete, erhielt das Recht, sein Bild auf die Nachwelt zu bringen, nicht seiner Väter Bild, als welche dergleichen Würden nicht bekleidet hatten. Folgte ihm der Sohn in einer solchen Würde, so fügte der Sohn sein Bild dem Bilde des Vaters bey; der Enkel, unter gleicher Bedingung, seines dem ihrigen; und so weiter von Glied auf Glied. Das ist die gemeine Meynung; aber liegt die in den Worten des Herrn Klotz?

Und den römischen Edelleuten gaben jene

*) Chladerius, de Gentilitate veterum Romanorum, c. 3. §. 2. Inter præcipua personarum, sella curuli perspicuarum, jura illud potissimum referebatur, ut suam cuique in celebriore domus parte, artium intellige, collocare liceret imaginem. Ceteri enim, qui sella curuli non erant insignes, ab hoc jure arcebantur. Quod si ergo, magistratu curuli mortus, ad filium transiret patris imago, ille si ipse magistratu fungeretur, addebat suam, utramque in atrio suæ domus sollicite adservans, donec, hoc iterum defuncto, ad nepotem, ejusque prosapiam, earumdem cura atque custodia, addita cujuslibet, qui sellam curulem esset adeptus, effigie, transiret.

Aemter dieses Recht? Wen versteht Hr. Klotz unter dem Worte, Edelleute? Entweder patricios, oder nobiles. Aber er verstehe diese oder jene; er hat in beyden Fällen entweder eine Ungereimtheit, oder eine Falschheit gesagt. Eine Ungereimtheit, wenn er nobiles darunter versteht: denn die nobiles erhielten nicht dieses Recht, sondern wer dieses Recht erhielt, ward erst, eben durch dieses Recht, nobilis. Eine Falschheit, wenn er patricios damit meynt: denn nicht die patricii allein verwalteten kurulische Ehrenämter; sondern es kam bald die Zeit, als sie diese mit den plebejis theilen mußten. Auch plebeji erhielten also das Recht der Bilder, und wurden durch dies Recht nobiles *).

Doch, was halte ich mich hierbey auf? So unbestimmt sich Herr Klotz auch ausdrückt, so

*) Lipsius, Elector, L. I. c. 29. Regum temporibus, & post regifugium aliquot annis, penes solos patricios magistratus erant: ideo & nobilitas. Postea per contentiones tribunitias communicati cum plebe honores, simulque nobilitas & imagines. Immo non raro ex eo plebejus quispiam nobilis ante patricium: ut Claudii Marcelli, ut Decii, Flaminii, Luctatii, & quae aliae e plebe familiae plenae honorum.

leicht ist es doch zu errathen, von was für Bildern er reden will. Er weiß zwar nicht recht, wen diese Bilder eigentlich vorgestellt haben: denn er nennt sie Bilder, welche die, die in kurulischen Ehrenämtern standen, ihren Vorfahren aufrichten durften; und es waren die Bilder dieser obrigkeitlichen Personen selbst. Er weiß zwar nicht recht, wem es erlaubt war, diese Bilder aufzustellen: denn er sagt, den römischen Edelleuten, welche dergleichen Aemter bekleidet; und er hätte sagen sollen: allen und jeden Römern, die zu solchen Aemtern gelangten. Aber das ist es auch nicht, was er uns von diesen Bildern lehren will. Was er von diesen Bildern weiß, und was bis auf Ihn kein Mensch in der Welt gewußt noch vermuthet hat, betrift das Materielle derselben; ist etwas, das in die Geschichte der Kunst näher einschlägt; und die Kunst ist es eigentlich, die so einem Antiquar am Herzen liegt!— O, das muß jeden Mann von Geschmack freuen! Da stehen wir mit offnem Munde, voller Erwartung!

„Es wurden dirse Bilder," fährt Hr. Klotz fort, „imagines, und von den Dichtern oft ceræ genannt. Man hat sie bisher allgemein für aus Wachs bossirte Bilder angesehen; und ich habe keinen Schriftsteller gefunden, welcher sich eine andere Vorstellung davon gemacht hätte. Gleichwohl glaube ich, daß man, nach einer genauern Ueberlegung der Umstände, sie

für nichts anders, als für Werke der enkaustischen Malerey halten könne. Hier sind die Gründe meiner Muthmaßung."

Ein Wort, ehe wir uns durch diese Gründe überzeugen lassen. Es ist falsch, daß man diese Bilder bisher allgemein für aus Wachs bossirte Bilder angesehen habe; für wächserne Bilder wohl, aber nicht für aus Wachs bossirte. Herr Klotz hat keinen Schriftsteller gefunden, der sich eine andre Vorstellung davon gemacht hätte; aber ich wohl. Beydes wird sich weisen. Nun zu den Gründen!

„Erstlich, wie kann man glauben, daß die Römer gerade unter allen Materien, woraus sich Bilder verfertigen lassen, diejenige erwählt haben sollten, welche der Vergänglichkeit am meisten unterworfen ist? Es war ihnen daran gelegen, daß die Bilder ihrer Vorfahren erhalten würden, und viele Jahre hinter einander ihre Vorsäle zierten. Würden sie nicht lieber Marmor oder Erz genommen haben, als das zerbrechliche und weiche Wachs, wenn sie nicht eine andere Art Bilder gekannt hätten, die, bey der Dauerhaftigkeit und Feste des Marmors und Erzes, gleichwohl die wegen gewisser Umstände nöthige Leichtigkeit der bossirten Bilder besaßen."

Man verschießt die stumpfesten Pfeile zuerst. — Wachs besteht allerdings aus trennbaren Theilen, und ist daher in seinen Formen ver-

gänglicher, als Marmor und Erz. Bildet sich aber Herr Klotz demungeachtet die Vergänglichkeit des Wachses nicht weit größer ein, als sie wirklich ist? Und wie? wenn es den Römern bey ihren Ahnenbildern, außer der so lang als möglichen Dauer, noch um eine andere Eigenschaft zu thun gewesen wäre, außer der diese Dauer von keinem Werthe ist, und die sich vorzüglich an dem Wachse, weit weniger an dem Erze, und an dem Marmor ganz und gar nicht findet? Diese Eigenschaft wird Hr. Klotz glauben, sey die Leichtigkeit. Nichts weniger. Doch ich muß ihn seinen zweyten Grund erst vortragen lassen, ehe ich mich umständlicher über das alles erklären kann.

„Zweytens: die alten Schriftsteller melden uns, daß diese Bilder nicht allein sehr lange sich erhalten haben; (Cic. in Pison. c. 1. Ovid. Amor. l. 8. Juvenal. Sat. VIII. 18. Seneca, ep. 14. Non facit nobilem atrium plenum fumosis imaginibus) sondern auch bey Begräbnissen der Verwandten, öffentlich sind vorgetragen worden. (Meursius de Funere, c. 19.) Wie kann man dieses von bossirten Bildern behaupten, die der Regen, der Wind und die Sonnenhitze gar bald würde haben zernichten müssen? Hingegen die enkaustische Malerey widerstand allen Widerwärtigkeiten der Zeit, der Luft und des Ungewitters, und konnte weder von der Sonne, noch von

dem Meersalze beschädigt werden.(Plin. XXXV. 4. quæ pictura in navibus nec sole, nec sale ventisque corrumpitur.) Man berichtet uns auch von den neuern Werken dieser Malerey, daß die Farben sehr sicher und dauerhaft sind; daß sie sich sogar waschen lassen, und noch folgende Eigenschaft haben. Nehmlich, man hat diese Gemälde an Oertern, wo üble Ausdünstungen sind, oder auch vom Rauch der Kamine anlaufen lassen. Wenn man sie aber wieder in den Thau gesetzt, so sind sie so rein und glänzend worden, als ob sie aus der Hand des Malers kämen. Dergleichen Bilder waren also jene mit Rauch bedeckte (fumosæ imagines) und bey den Begräbnissen gebrauchte Bilder. Ich sollte glauben, der einzige Umstand vom öffentlichen Herumtragen derselben, hätte auch jede Vermuthung, daß es bossirte Bilder gewesen wären, verhindern sollen."

Dieser zweyte Grund sagt nicht viel mehr, als der erste. Sie gründen sich beyde auf der Dauer und Leichtigkeit, welche die Ahnenbilder gehabt, und haben müssen; zwey Eigenschaften, die sich nicht an in Wachs bossirten Bildern, wohl aber an enkaustischen Gemälden finden können. So meynt Herr Klotz. Aber, wie ich schon gesagt habe, die Dauer war weder das Einzige noch das Erste, was die Römer an ihren Ahnenbildern verlangten. Sie verlangten etwas, was die enkaustischen Gemälde eben so

wenig gewähren konnten, als die Bilder in Marmor und Erz. An dieses hat Herr Klotz gar nicht gedacht, und scheint auch nicht den geringsten Begriff zu haben, wie und wodurch es zu erlangen war. Man soll es bald hören. Beyläufig nur noch ein Wort von den Beweisstellen des Herrn Klotz. „Die alten Schriftsteller, sagt er, melden uns, daß diese Bilder sich sehr lange erhalten haben." Welche Schriftsteller? Wo? — Zwey davon, Cicero und Seneka, nennen diese Bilder fumosas imagines; und die andern zwey, Ovid und Juvenal, veteres ceras. Als ob nicht auch in Wachs bossirte Bilder so lange dauern konnten, bis sie räuchricht würden! Das heißt, sich auch die Weichheit und Vergänglichkeit des Wachses gar zu groß vorstellen, wenn man glaubt, daß keine bossirte Figuren desselben so lange dauern konnten, daß sie das Beywort veteres verdienten. Woher weiß Herr Klotz, ob die Alten nicht die Kunst verstanden haben, dem Wachse durch gewisse Zusätze eine größere Festigkeit zu geben? Und sie haben sie allerdings verstanden. Bedienten sie sich nicht des Wachses, die Gefäße, in welchen sie Flüssigkeiten aufhoben, besonders ihre Oelgefäße, damit zu verwahren *)? Bedienten sie sich nicht des Wachses, ihre Gemälde damit zu überziehen,

*) Columella L. XII. c. 50.

um sie vor dem Nachtheile, den sie durch Luft und Wetter leiden könnten, zu schützen *)? Hätten sie also nicht auch ihre in Wachs bossirte Bilder auch so zurichten können, daß die Wirkung der Feuchtigkeit und der Hitze auf sie eben nicht besonders gewesen wäre? Sie wurden ja noch dazu in besondern Schränken verwahrt, die nur bey Feyerlichkeiten eröffnet wurden; und unter freyen Himmel kamen sie ja nur bey grossen Leichenbestattungen. Freylich drang der Rauch, welcher in den atriis war, wo die Alten ihren Heerd hatten, durch diese Schränke, und legte sich so stark und fest an, daß er nicht wohl davon abzubringen war; weil die Dichter sie sonst schwerlich fumosas imaginis würden genannt haben. Er blieb darauf, und entstellte die Bilder. Und dennoch, was schließt Hr. Klotz aus diesem Rauche? Nach einer ganz sonderbaren Logik, dünkt mich, gerade das Gegentheil von dem, was er daraus hätte schließen sollen. Weil er gelesen, daß die Werke der neuern Enkaustik, wenn sie vom Rauch angelaufen, sehr leicht wieder zu reinigen sind; daß sie also mit leichter Mühe immer glänzend können erhalten werden: so müssen ihm die Ahnenbilder der Alten, die sehr oft das Beywort der berauchten führen, auch dergleichen Werke gewesen seyn. Ich, gewiß, hätte nimmermehr

*) Plin. H. N. XXXIII. 7.

so scharfsinnig geschlossen. Vielmehr, eben weil diese Bilder gewöhnlicher Weise berauchte Bilder heißen, so hätte ich geschlossen, daß sie von dem Rauche schwerlich, oder gar nicht, zu reinigen gewesen, daß sie also keine Werke der Enkaustik gewesen, von denen uns noch itzt die Erfahrung überzeugen kann, daß ihnen der Rauch nicht schadet. Oder vielmehr, ich hätte Rauch Rauch seyn lassen, und gar nichts daraus geschlossen. — Herr Klotz sah aus diesem Rauche eine schöne Flamme hervorbrechen: er ruft, seht doch! seht doch! Aber ehe wir noch hinsehen können, hat der Rauch die schöne Flamme schon wieder erstickt. Geduld! der hellste Glanz steht uns ohne Zweifel noch bevor. Denn Herr Klotz fährt fort:

„Drittens: ich habe alle Stellen der Alten, welche von diesen Bildern handeln, nachgeschlagen und geprüft. Keine einzige giebt auch nur eine dunkle Nachricht von bossirten Bildern."

Erlauben Sie, mein Herr Geheimerath, Ihnen in die Rede zu fallen. Ich will es fürs erste auf Ihr Wort glauben, daß sie alle Stellen nachgeschlagen und alle geprüft haben. Aber warum wollten Sie durchaus bossirte Bilder darin finden? Kennt denn ein Mann, wie Sie, keine andere Art von Wachsarbeit, als das Bossiren? — Aber nur weiter!

„Denn das Wort ceræ brauchen die alten Skribenten auch von den Werken der Wachs-

malerey. (Z.B. Statius, Silvar. L. III. te similem doctæ referet mihi linea ceræ. Und: Tot scripto viventes limine ceras Fixisti. Vid. Jul. Cæs. Bulengerus de Pictura, Plastice &c. L. I. c. 6.)"

Mit Erlaubniß, mein Herr Geheimerrath!— Diese beyden Stellen des Statius haben Sie wohl schwerlich selbst nachgeschlagen, sondern bloß aus dem Bulenger abgeschrieben. Denn warum wür en Sie sie nicht sonst ein wenig genauer ang ihrt haben, als sie Bulenger anführt? Sie stehen beyde im dritten Buche der Wälder des Statius; aber dieses Buch enthält mehr als Ein Gedicht. Sie würden uns eine kleine Mühe erspart haben, wenn Sie uns sie näher, als es Bulenger gethan, nachgewiesen hätten. Die erste derselben steht in dem dritten Gedichte, v. 201.; und die zweyte in dem ersten, v. 95. Vielleicht wäre gegen beyde noch etwas zu erinnern. Aber es sey. Ceræ mögen da immerhin Werke der enkaustischen Malerey bedeuten. Müssen sie es darum überall bedeuten? Können sie nicht anderwärts auch plastische Werke bedeuten?— Fahren Sie nur fort!

„Keine hingegen bedient sich eines Worts, wodurch in der lateinischen Sprache Figuren, Brustbilder, oder kleine Statuen, angedeutet werden."

Keine?— Sie brauchen das Wort imago!

Aber Herr Klotz wird doch nicht leugnen wollen, daß imago auch sowohl von ganz runden als halb runden Kunstwerken gebraucht wird? Und zwar brauchen sie imago, weil dieses Wort mehr die Aehnlichkeit, als die Materie, woraus diese Aehnlichkeit gemacht ist, andeutet.

Doch brauchen sie auch andre, z. B. formas. Cicero nennt die Ahnenbilder clarissimorum virorum formas. Sollte dieses formæ hier nicht etwas mehr anzeigen, als bloße Gemälde? Ich erinnere mich keiner Stelle, wo ... von Gemälden gebraucht würde; und wenn es oft so viel als Risse, Muster, architektonische Zeichnungen bedeutet; so ist es nur deswegen, weil dergleichen Zeichnungen die Sache von allen Seiten vorstellen, und nicht bloß von Einer, wie Gemälde.

Aber keine dieser Stellen bedient sich auch eines Worts, wodurch ein Gemälde, oder eine Nachbildung durch Linien und Farben auf einer Fläche, ausgedrückt würde, wie tabula oder pictura.

Haben denn der Herr Geheimerath auch die Griechen nachgesehen, welche von der römischen Geschichte geschrieben, und gelegentlich dieser Ahnenbilder gedenken? Haben der Herr Geheimerath auch geprüft, was diese für ein Wort brauchen?— Ich erwarte keine Antwort— verfolgen Sie Ihre Rede!

„Die Schriftsteller lassen sich in gar keine Erklärung ein, weil sie die Sache als bekannt voraussetzen konnten. Der einzige Plinius“ —

Und noch Einer, den der Herr Geheimerath gewiß kennen, aber mit Fleiß vergessen. Doch, ich unterbreche Sie zu oft.

„Der einzige Plinius, dem wir so viele Nachrichten von Dingen schuldig sind, die uns sonst ganz unbekannt seyn würden, redet weitläuftiger von ihnen; und seine Nachricht ist so beschaffen, daß ich mich nicht genug über die Sorglosigkeit der Ausleger verwundern kann, die diese Stelle nicht ganz übersehen haben. Seine Worte sind: (Hist. Nat. XXXV. 2.) Apud majores in atriis erant imagines, quæ spectarentur, non signa exterorum artificum, nec aera, aut marmora. Expressi cera vultus singulis disponebantur armariis, ut essent imagines, quæ comitarentur gentilitia funera; semperque defuncto aliquo totus aderat familiæ ejus, qui unquam fuerat, populus. Stemmata vero lineis discurrebant ad imagines pictas. Wir wollen diese Stelle genauer betrachten. Erstlich, expressi cera vultus: man hat sich also kein Bild des ganzen Körpers vorzustellen, sondern ein blosses Porträt. Ein Umstand, der für denjenigen vortheilhafter ist, der Gemälde darunter versteht, als wer sich die Bilder als Figuren vorstellt.“

Ich wüßte nicht, wie oder warum? Wenn man sich unter den Worten: expressi cera vultus, kein Bild des ganzen Körpers vorstellen kann, müssen sie darum ein bloßes Porträt bedeuten? Kein einziger Ausleger, so viel ich weiß, hat sich dabey auch einen ganzen Körper gedacht, sondern alle haben sich ein Brustbild vorgestellt. Meynt aber Herr Klotz, daß vultus auch nicht einmal ein körperliches, von allen Seiten bearbeitetes Brustbild bedeuten könne? Ich glaube es auch. Aber auch dann noch folgt es nicht, daß die Nachahmung dieses Antlitzes nichts anders, als ein Gemälde, könne gewesen seyn. Konnte es nicht gleichsam ein Mittel zwischen beyden geben? Aber, wir wollen ihn aushören.

„Ferner bemerke man, daß diese Bilder oft mit Aufschriften versehen waren. Die Römer schrieben nicht bloß die Namen, sondern auch die Titel, die Ehrenstellen dazu. (Val. Max. V. 8. Effigies majorum cum titulis suis idcirco in prima ædium parte poni solere, ut eorum virtutes posteri non solum legerent, sed etiam imitarentur. Add Seneca, de Benef L. III, c. 28. Liv. X. 7.) und gaben auch wohl noch andere Nachrichten. (v. Val. Max. II. 9. Tibull. L. IV. el. 1. v. 30.) Wie kann dieses bey wächsernen Figuren geschehen seyn? Hingegen konnte alles dieses den gemalten Bildern beygesetzt werden."

Freylich; aber doch sollte ich meynen, eben sowohl auch den wächsernen Bildern. Denn warum hätten sie nicht ein kleines Postament haben können, auf welchem jene Nachrichten geschrieben waren? Ist es bey großen Statuen denn anders? Wenn des Herrn Geheimenraths Art zu schließen gelten sollte, so würde man eine jede Statue, die irgend eine weitläuftige Unterschrift gehabt, in ein Gemälde verwandeln müssen. Ich kann mir nichts Armseligers denken; es wäre denn, was nun folgt.

„Endlich, imagines pictas. Sagt denn Plinius hier nicht mit den deutlichsten Worten, daß diese Bilder gemalt, nicht bossirt gewesen sind. Hiemit kommt eine Stelle des Juvenal sehr genau überein: (Sat. VIII. 1.)

Stemmata quid faciunt? quid prodest, Pontice, longo
Sanguine censeri, pictosque ostendere vultus
Majorum — — —

„Die Alterthumsforscher haben also des Plinius Stelle entweder nicht recht angesehen, oder, weil sie sich einmal die Idee von wächsernen Bildern eingeprägt hatten, und die enkaustische Malerey lange Zeit ein Geheimniß gewesen, sie nicht recht verstehen können. Gleichwohl ist die Beschreibung selbst sehr deutlich."

Kaum weiß ich, in welchem Tone ich mich hierüber ausdrücken soll. Unmöglich kann der

Herr Geheimerath Klotz so unwissend seyn, als er hier erscheint, oder sich hier stellt? Freylich, wenn das Beywort pictas nichts anders hieße, noch heißen könnte, als was Hr. Klotz darunter versteht; so müßte man über die Sorglosigkeit der Ausleger erstaunen, die es so übersehen können. Aber so erstaune ich über Herrn Klotz.— Heißt denn pingere bloß malen? Heißt es denn nicht auch bemalen, illuminiren, mit Farben anstreichen? Hat denn Herr Klotz nie gehört, daß die Alten nicht allein an ungebildeten Stein und Marmor, daß sie auch an gebildete malten? daß sie ihre Statuen und Gipsbilder colorirten? Imagines, ceræ pictæ, brauchen also gar nicht Wachsgemälde zu seyn; sondern es können gar wohl plastische Gemälde aus Wachs, mit natürlichen Farben übermalt, gewesen seyn. Ist es möglich, daß Herr Klotz dieses nicht gewußt hat? Lieber möchte ich hier an seiner bona fide zweifeln, als an seiner Gelehrsamkeit. Er hat es gewußt; aber er thut, als ob so etwas gar nicht in der Welt existirt habe, bloß um seine unreifen Gedanken durchzusetzen. Er macht es ungefähr, wie er es im Folgenden mit einer Stelle des Polybius macht.

„Ich darf, schließt er, unterdessen es nicht verschweigen, daß eine weitläuftige Stelle des Polybius von diesen Bildern (L. VI. c. 17. p. 74.) meiner Meynung entgegen zu stehen

scheint. Sie ist zu lang, als daß ich sie abschreiben könnte. Ich glaube aber doch, daß sie eine Meynung, die durch Zeugnisse sowohl, als durch die Erfahrung bestätigt wird, nicht widerlegen könne. Vielleicht redet Polybius von einer ganz andern Gattung von Bildern, welche weder mit denen, von welchen ich geredet habe, zu verwechseln sind, noch so allgemein gebräuchlich gewesen sind, als jene."

Nachdem ich gezeigt habe, wie kläglich es mit den Zeugnissen und der Erfahrung aussieht, welche die Meynung des Herrn Klotz bestätigen sollen, so soll mich die Länge der Stelle des Polybius nicht abhalten, sie ganz anzuführen.

Polybius hatte in seinem sechsten Buche von den verschiedenen Regierungsformen, ihren Vorzügen, ihren natürlichen Verwickelungen der einen in der andern gehandelt, und gezeigt, wie vortrefflich in der römischen Regierungsform alles zur Erreichung einer weit ausgebreiteten, allgemeinen Herrschaft abzwecke, indem nicht allein die Natur die Römer mit vorzüglicher Stärke des Leibes und Kühnheit des Gemüths begabt, sondern auch ihre Erziehung einzig dahin abziele, die Jugend in beyden zu bilden und zu befestigen. „Nur Eins *), sagt er, will ich anführen, um aus diesem Beyspiele ab-

*) Ἐν δε ῥηθεν ἱκανον ἐςαι σημειον της του πολετευματος σπουδης, ἡν ποιει περι το τοιουτους

zunehmen, wie sehr die Römer darauf bedacht sind, daß man im männlichen Alter dazu gewöhnt sey, alles geduldig zu ertragen, um nur in seinem Vaterlande einen ruhmvollen Namen zu erlangen. Denn so oft unter ihnen irgend ein berühmter Mann diese Welt verlassen hat, wird er bey seiner Leichenbestattung, außer andern Ehrenbezeigungen, auf den Rednerplatz, wie sie es nennen, herausgetragen, zuweilen stehend, damit ihn Jedermann sehen könne, seltner liegend. Hier steht das ganze Volk versammelt umher, und sein Sohn, wenn er einen schon herangewachsenen Sohn nachgelassen hat, und dieser zugegen ist, oder einer von seinen Blutsverwandten, besteigt die Rednerbühne, und hält eine Lobrede auf den Verstorbenen,

ἀποτελειν ἀνδρας, ὡϛε παν ὑπομενειν χαριν τȣ τυχειν ἐν τῃ πατριδι της ἐπ᾽ ἀρετῃ φημης. Ὁταν γαρ μεταλλαξῃ τις παρ᾽ ἀυτοις των ἐπιφανων ἀνδρων, συντελȣμενης της ἐκφορας, κομιζεται μετα τȣ λοιπȣ κοσμȣ προς τȣς καλȣμενȣς Ἐμβολȣς εἰς την ἀγοραν, ποτε μεν ἑϛως ἐναργης, σπανιως δε κατακεκλιμενος. Περι δε παντος τȣ δημȣ ϛαντος, ἀναβας ἐπι τȣς Ἐμβολȣς, ἀν μεν ὑιος ἐν ἡλικιᾳ καταλειπηται, και τυχῃ παρων, ἐτος· εἰ δε μη, των ἀλλων εἰ τις ἀπο γενȣς ὑπαρχει, λεγει περι τȣ τετελευτηκοτος τας ἀρετας, και τας ἐπιτετευγμενας ἐν τω ζην πραξεις. Δι᾽ ὡν

worin er die von ihm in seinem Leben verrichteten edlen Handlungen erwähnt. Und so geschieht es, daß das ganze Volk sich an das Geschehene lebhaft erinnert, sich es wieder vor Augen stellt, und so innig davon gerührt wird, daß die Trauer mehr öffentlich, als bloß dem Geschlechte des Verstorbenen eigen zu seyn scheint. Hierauf bestatten sie die Leiche des Verstorbenen; und hernach stellen sie sein Bildniß an dem scheinbarsten Orte des Hauses auf, und schliessen es in hölzerne Schreine ein. Dies Bildniß aber ist das Antlitz des Verstorbenen mit ganz vorzüglicher Aehnlichkeit gearbeitet, sowohl der Form, als der Unterschrift nach. Dergleichen Bilder aber tragen sie auch bey öffentlichen Opferfeyerlichkeiten umher, und schmücken sie aufs

συμβαινει τȣς πολλȣς ἀναμιμνησκομενȣς, και λαμβανοντας ὑπο την ὀψιν τα γεγονοτα, μη μονον τȣς κεκοινωνηκοτας των ἐργων, ἀλλα και τȣς ἐκτος ἐπιτοσȣτον γινεσθαι συμπαθεις, ὡςε μη των κινδυνευοντων ἰδιον, ἀλλα κοινον τȣ δημȣ φαινεσθαι το συμπτωμα. *Μετα δε ταυτα* θαψαντες και ποιησαντες τα νομιζομενα. Τιθεασι την ἐικονα τȣ μεταλλαξαντος ἐις τον ἐπιφανεςατον τοπον της ὀικιας, ξυλινα ναϊδια περιτιθεντες· ἡ δε ἐικων ἐςι προσωπον ἐις ὁμοιοτητα διαφεροντως ἐξειργασμενον, και κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Ταυτας δη τας ἐικονας ἐν τε ταις δημοτελεσι

schönste. Wenn aber irgend ein angesehenes Mitglied des Hauses stirbt, so tragen sie das Bild mit zum Leichenbegängniß, und bekleiden es so, wie es seiner Größe und seinem Range gemäß ist. War es ein Feldherr oder ein Konsul, so legen sie ihm eine Prätexta an; war es ein Censor, so geben sie ihm ein Purpurgewand; hatte er einen Triumph gehalten, oder sonst etwas Ruhmvolles gethan, so giebt man ihm ein goldgewirktes Kleid. Und so fährt man es auf einem Wagen, und läßt die Fasces, Beile und andere dergleichen Ehrenzeichen vorantragen, nach Verhältniß der Würde, die er bey seinen Lebzeiten bekleidete. Ist man nun auf den Rednerplatz gekommen, so setzt man sie alle nach der

θυσιαις ἀνοιγοντες κοσμουσι φιλοτιμως· ἐπαν δε των οἰκειων μεταλλαξῃ τις ἐπιφανης, ἀγουσιν εἰς την ἐκφοραν, περιτιθεντες ὡς ὁμοιοτατοις εἰναι δοκωσι κατα τε το μεγεθος, και την ἀλλην περικοπην. οὑτοι δε προσαναλαμβανουσιν ἐσθητας, ἐαν μεν ὑπατος ἠ ϛρατηγος ᾖ γεγονως, περιπορφυρους· ἐαν δε τιμητης, πορφυρας· ἐαν δε και τεθριαμβευκως, ἠ τι τοιουτον κατειργασμενος, διαχρυσους. Αὐτοι μεν οὖν ἐφ᾽ ἁρματων, οὑτοι πορευονται, ῥαβδοι δε και πελεκεις και τ᾽αλλα τα ταις ἀρχαις ειωθοτα συμπαρακεισθαι προηγειται, κατα την ἀξιαν ἑκαϛῳ της γεγενημενης κατα τον βιον ἐν τῃ πολιτειᾳ προαγωγης. Ὁται δ᾽ ἐπι τους ἐμβολους

Reihe auf elfenbeinerne Sessel; und schöner kann für einen ehrliebenden und edelmüthigen Jüngling kein Anblick seyn. Denn die Bilder solcher Männer zu sehen, die durch Tugend berühmt worden sind; und sie wie lebend und beseelt vor sich zu sehen, ist ohne Zweifel das edelste Schauspiel.“

Ja wohl ist diese Stelle dem Herrn Klotz so schnurgerade entgegen, daß er sie nur hätte anführen dürfen, um sich mit seiner Muthmaßung lächerlich zu machen. Wie klug also, daß er sie nicht anführte, und es darauf ankommen ließ, wie viele von seinen Bewunderern sich die Mühe nehmen würden, sie nachzusehen.

Indeß hat er sich mit einem Vielleicht dagegen bewaffnet: „Vielleicht redet Polybius von einer ganz andern Gattung von Bildern.“ Aber dieses Vielleicht ist so viel wie Nichts; und es ist unwidersprechlich zu erweisen, daß Polybius von eben den Bildern redet, von welchen die angeführte Stelle des Plinius, und an-

ἐλθωσι, καθεζονται παντες ἑξης ἐπι διφρων ἐλεφαντινων, ὁυ καλλιον ὐκ ἐυμαρες ἰδειν θεαμα νεῳ φιλοδοξῳ και φιλαγαθῳ. Το γαρ τας των ἐπ᾽ ἀρετῃ δεδοξασμενων ἀνδρων ἐικονας ἰδειν ὁμου πασας ὁιονει ζωσας και πεπνυμενας, τιν᾽ ὐκ ἀν παραστησαι, τι δ᾽ ἀν καλλιον θεαμα τουτου φανειη;—Polyb. Hist. L. VI. c. 52. 53. (Vol. II. p. 566. ff. ed. Schweighaus.)

dere Stellen lateinischer Skribenten handeln, von denen Herr Klotz nicht leugnet, noch leugnen wird, daß sie von eben den Bildern reden, von welchen Er redet. Die Uebereinstimmung ist klar.

1. Polybius sagt, daß diese Bilder εις επιφανεϛατον τοπον της οικιας, an den scheinbarsten Ort des Hauses gestellet wurden. Plinius sagt: in atriis erant imagines, quæ spectarentur.

2. Polybius sagt, daß diese Bilder an diesem scheinbaren Orte in einem hölzernen Häuschen eingeschlossen wurden: ξυλινα ναϊδια. Dieses Häuschen hieß bey den Römern armarium; und Plinius sagt: expressi cera vultus singulis disponebantur armariis.

3. Polybius beschreibt ein solches Bild durch προσωπον. Also keine ganze Figur, auch nicht ein ganzer Kopf, sondern nur bloß ein Antlitz. Plinius sagt: vultus.

4. Polybius sagt, daß die Schränke, worin diese Bilder gestanden, bey öffentlichen Feyerlichkeiten eröffnet, und diese sorgfältig geschmückt wurden: εν τε ταις δημοτελεσι θυσιαις ανοιγοντες κοσμεσι φιλοτιμως. Und Plinius: ut essent imagines, quæ comitarentur gentilitia funera; semperque defuncto aliquo, totus aderat familiæ ejus, qui unquam fuerat populus.

5. Polybius sagt, daß diese Bilder bey

Leichenbestattungen vorgetragen wurden; ἄγεσιν εἰς τὴν ἐκφοράν. Und eben das sagt auch Plinius in der zuletzt angeführten Stelle.

Wenn es nun aber hieraus gewiß ist, daß Polybius von eben den Ahnenbildern redet; so ist es eben so gewiß, daß die Stelle bey ihm die Muthmaßung des Hrn. Klotz gänzlich vernichtet, und daß diese Bilder unmöglich bloße flache Gemälde können gewesen seyn.

Denn fürs erste sagt Polybius, daß man diesen Bildern bey öffentlichen Vortragungen den übrigen Körper beyfügt, und diesen die Kleider des Verstorbenen angelegt habe, um sie auch in Ansehung der Größe desto ähnlicher, und in Betracht des Uebrigen desto kenntlicher zu machen.

Zweytens sagt es Polybius ausdrücklich, κατα την πλασιν και κατα την ὑπογραφην. Es waren also plastische Bilder, und gemalte plastische Bilder.

Nur ein Paar andere Gründe will ich hier noch Herrn Klotz entgegen setzen, aus welchen es erhellet, daß diese Ahnenbilder mehr als bloße Gemälde gewesen sind:

1. Aus dem Worte cerae. Die Metapher wäre sehr stark, wenn sie nur Wachsgemälde gewesen wären. Natürlich folgt daraus, daß sie ganz und gar aus Wachs bestanden; so wie man sagt: cera und marmora. Auch wird cera und tabula einander entgegen gesetzt:

— — si taceas, & si tam muta recumbas,
Quam silet in cera vultus & in tabula.
Martial. XI. 103.

2. Aus der bestmöglichen Aehnlichkeit, die man dabey zur Absicht hatte. Erz und Marmor konnten diese nicht gewähren; und aus der Hand frey gemalte Porträte eben so wenig. Hr. Klotz wird sagen: und bossirte Wachsbilder eben so wenig! Er hat Recht; aber warum kennt er von wächsernen Kunstwerken keine, als die bossirten?

3. Aus dem Vortragen selbst. Was für ein kindischer, armseliger Aufzug müßte es gewesen seyn, wenn es lauter Gemälde waren, die man nur von vorne sehen konnte?

Wenn sie aber nur keine Gemälde waren, diese Ahnenbilder; mußten sie darum nothwendig bossirte Bilder seyn? — Und nun komme ich auf die eigentliche Unwissenheit des Herrn Klotz.

Zusätze und Erörterungen des Herausgebers.

I.

Gerade hier, wo von der Widerlegung der irrigen zur Festsetzung der richtigen, oder doch wahrscheinlichern Meynung, von der eigentlichen Beschaffenheit der Ahnenbilder bey

den alten Römern der Uebergang geschehen, wo Lessing's bisher nur ziemlich dunkel angedeutete Vorstellung davon entwickelt werden sollte, gerade hier bricht diese Abhandlung ab. Dieser erste, und wahrscheinlich größere Theil derselben enthält jedoch, außer vielem in anderm Betracht Lehrreichen, schon Winke genug, um mit Gewißheit den Aufschluß zu errathen. Ehe ich indeß diesen gebe, und eins und das andere im vorstehenden Aufsatze näher erörtere, will ich dem Leser das nicht vorenthalten, was mir von der Veranlassung und Entstehung dieser ganzen Abhandlung bekannt ist.

Vielleicht erinnert man sich des Artikels Ahnenbilder in Lessings Kollektaneen, und meines Zusatzes zu diesem Artikel. Dort schon ist seines Vorsatzes, über diese Materie eine besondere Abhandlung zu schreiben, erwähnt worden. Seitdem erst erfuhr ich die Existenz des obigen Bruchstücks unter seinen nachgelassenen Papieren, und folgende nähere Umstände der Veranlassung aus drey noch ungedruckten Briefen an seinen Freund und Verleger der Briefe antiquarischen Inhalts, Hrn. Nicolai in Berlin.

In einem dieser Briefe (Hamburg, den 9ten Juni 1768.) ist die Rede von der Einrückung der ersten antiquarischen Briefe in die Neue Hamburger Zeitung und der Richtung derselben wider Klotz; und L. fähret fort: „Doch, das

wird nur Kleinigkeit seyn; ich bin im Anschlage ihm noch eine ganz andere Salve zu geben. Haben Sie seine Vorrede zu den Abhandlungen des Caylus gelesen? Haben Sie gelesen, was er da für eine Entdeckung von den imaginibus majorum bey den alten Römern will gemacht haben? Es ist unbeschreiblich, welche Unwissenheit er bey dieser Entdeckung verräth. Ich habe mich hingesetzt, und seine Ungereimtheiten ein wenig zergliedert. Von ungefähr betrift es eine Sache, die ich mir schon vorlängst aufs Reine gebracht hatte; und ich führe den Streit auf einem mir ziemlich bekannten Boden. Desto lustiger muß er werden. Aber denken Sie ja nicht, daß das etwa eine Recension für Ihre Bibliothek werden soll. Es muß eine eigene Schrift werden: Ueber die Ahnenbilder der alten Römer. Sie kann vielleicht zehn oder zwölf Bogen stark werden.—Gedruckt muß sie werden, und zwar unverzüglich. Der Mann nimmt das Maul gar zu voll, und möchte lieber ein Orakel in solchen Dingen vorstellen. Gleichwohl bin ich gewiß, daß es nie einen unwissendern Teufel gegeben, der sich des kritischen Dreyfußes bemächtigen wollen, u. s. f."

Und in einem zweyten Briefe vom 5ten Juli des nehmlichen Jahrs: „Auch die Abhandlung über die Ahnenbilder will ich nun unter meinem Namen herausgeben, welches ich Anfangs nicht Willens war. Klotz wird Feuer speyen; aber

mag er doch. Er verdient nicht, daß man die geringste Schonung gegen ihn brauche."

In einem dritten Briefe vom 29sten Nov. eben des Jahrs ist L. unschlüßig, ob er diese Abhandlung mit in den dritten Band seiner antiquarischen Briefe bringen wolle: „Oder, fährt er fort, wie wäre es, wenn wir diese Abhandlung lieber besonders druckten? Doch nein; ich möchte lieber meine antiquarischen Schmierereyen hübsch beysammen in Einer Folge haben; ja, ich wäre nicht ungeneigt, auch von Italien aus *) eine feinere Fortsetzung der Briefe zu machen, wenn ich erst wüßte, daß unsere lieben Landesleute so etwas lesen wollten. — Klotz hat sich früh dazu gehalten, die Briefe auch in seiner Bibliothek zu recensiren. Er schwatzt wieder eine Menge dummes Zeug, das ich aber schon werde müssen fallen lassen, weil ich sonst in Ewigkeit nicht mit ihm fertig würde. Wegen des Manuscripts von Christ, das er soll gebraucht haben, möchte ich gern nähere Nachricht haben. Ein Umstand, wo Klotz etwas für seine eigene Bemerkung ausgiebt, wovon ich jetzt aus Ernesti's Archäologie sehe, daß sie Christ längst gemacht hat, läßt mich vermuthen, daß sein Plagium wahr ist."

*) Wohin L. damals schon von Hamburg aus zu reisen vorhatte, ehe er den Ruf nach Wolfenbüttel erhielt. E.

Und allerdings war diese Vermuthung mehr als zu gegründet. Die archäologischen Hefte, welche der selige Christ ehedem seinen Zuhörern mitgetheilt hatte, gingen in mehrern Abschriften umher, und eine derselben hatte auch Klotz in Händen. Er machte sich manche darin enthaltene artistische Bemerkungen eine Zeitlang im Stillen und unentdeckt zu Nutze, und trug sie in seinen Schriften als die seinigen vor. Aber nicht lange, so ward die Krähe im erborgten Schmuck entdeckt, und gerupft. Lessing war schon durch einige Freunde auf diesen Verdacht geleitet worden; die Stelle in Ernesti's Archäologie *) bestätigte ihn darin noch mehr; und nicht lange hernach erhielt er eine vollständige Abschrift jener Hefte, die ich ums Jahr 1770 selbst von ihm mitgetheilt erhielt, und wo-

*) S. 92. der ältern Ausgabe: Et cera ficta esse non modo proplasmata — sed etiam imagines, Romanus mos in atriis collocandarum cerearum imaginum & in funerum pompis gestandarum, satis docet. Eas protomas fuisse (bustes) res ipsa docet. Locus classicus est apud Polybium L. 6. c 58. & alius apud Plin. 35, 2. quo & pertinere videtur locus Juvenalis Sat. 8. in principio. Christus noster putabat fuisse picturas inustas cera; inde ceras dici; sed id non sinunt auctoritates commemoratæ.

von ich noch eine Kopie in Händen habe. Hier fand sichs, daß Klotz der fremden Federn nicht wenig geraubt, und sogar, daß er aus seiner fehlerhaften Abschrift unrichtige Citaten, falsch geschriebene Kunstwörter, und dergl. mit treuherziger Urkunde in seine Schriften herüber genommen hatte *). Jetzt kennt man Christ's, immer noch schätzbare Arbeit aus dem von dem sel. Prof. Zeune besorgten, und mit dessen Anmerkungen begleiteten Abdrucke **).

An mehr als Einem Orte äußert Christ in diesem Buche ***) seine Meynung über die römischen Ahnenbilder; am bestimmtesten aber in folgender Stelle, S. 302, wo von der Wachsmalerey die Rede ist: „Und diese Art brauchten sie vornehmlich zu den Bildnissen vornehmer Personen; und die Vorsäle der Römer waren alle mit dergleichen Bildern (ceris, imaginibus cereis,) ausgeschmückt. Ich weiß gar wohl, daß die Gelehrten bisher diese Bildnisse, vultus e cera expressos, für bossirte Bilder, und

*) Vergl. allg. deutsche Bibliothek, Anhang zu B. I—XII. S. 710.

**) J. F. Christ's Abhandlungen über die Literatur und Kunstwerke vornehmlich des Alterthums, durchgesehen und mit Anmerkungen begleitet von Joh. Carl Zeune; Leipzig 1776. gr. 8.

***) S. 36, 39, 187, 302.

nicht für gemalte angesehen haben; sie haben sich aber hierin außer allem Zweifel geirrt.“ Und S. 303. „Die Meynung von den bossirten Bildern in atriis Romanorum kann auf keine Weise bestehen. Die Römer achteten diese schlechte Art der Bildnisse nie, und sie verdienten es auch nicht. Die in Wachs gedruckten Bilder sind von keiner Dauer, lassen sich auch nicht etliche hundert Jahre aufbehalten, und bey Begräbnissen, und sonst im Sonnenschein, Wind und Regen herum tragen. Sie hätten also nicht können verdienen, veteres ceræ, picturæ cereæ, und dergleichen, zu heißen, wie sie von Statius und andern genannt werden. Am deutlichsten aber erhellt dieses aus dem Plinius (L. XXXV. c. 2.) Er nennt sie zwar auch expressos vultus cera; allein das hat keine andere Bedeutung, als wenn er sie genennet hätte, coloribus expressos; und denn schickt sich dies Wort desto mehr dazu, weil diese Farben nicht mit dem Pinsel, sondern mit dem Daumen pflegten gedruckt und ausgestrichen zu werden, wie noch jetzt in der Pastelmalerey die trocknen Farben, vermittelst der Finger, in einander vertrieben und ausgestrichen werden.“

Weil also dies damals noch nicht gedruckt war, weil Klotz es in Christ's geschriebenen Heften vor sich fand, und wenig andern bekannt glaubte, so hielt er sich gedeckt und berechtigt genug, um dreist zu behaupten: man habe dies

Ahnenbilder bisher allgemein für aus Wachs bossirte Bilder angesehen; und er habe keinen Schriftsteller gefunden, der sich eine andere Vorstellung davon gemacht hätte.

Wie aber, wenn Christ vollends schon diese seine Meynung öffentlich geäußert hätte, lange vorher öffentlich geäußert hätte, ehe Klotz mit derselben, als einer noch nie gesagten, hervortrat? — Wo dies zuerst geschehen sey, weiß ich zwar nicht gleich nachzuweisen; aber daß es geschehen sey, muß ich aus folgenden Worten schließen, die in Christ's bekannter Abhandlung super gemmis vorkommen *): Fit enim earum (artium) opus omnium sive pingendo, sive fingendo; alterum graphices lineis & coloribus in tabula, alterum extantibus signorum membris, non in plano, argilla tractanda. Itaque recte ille (Aelianus) bifariam distinxit, και τοις γραφικοις, και τοις πλαςικοις. Prorsus, ut fuisse olim duplicis ingenii imagines in atriis Romanorum, contra sententiam plurimorum, alio sermone edito ostendi his simil-

*) Diese Abhandlung steht in dem Museum Richterianum, als Einleitung zu der Gemmensammlung, und ist auch in den von dem sel. Platner herausgegebenen Commentariis Lipsiens. Literar. abgedruckt. In diesen letztern findet sich obige Stelle, S. 186.

limis eorum Polybii verbis: και κατα την πλασιν, και κατα την ὑπογραφην *).

Uebrigens sieht man aus der vorhin angeführten Stelle, daß nicht nur die Meynung selbst, sondern auch selbst die vornehmsten Gründe, womit sie Klotz zu unterstützen suchte, fremdes und erborgtes Eigenthum waren.

II.

Ueber das Jus imaginum bey den ältern Römern drückt sich Klotz freylich viel zu unbestimmt aus. Aber auch Lessings Bemerkungen darüber scheinen einiger Erinnerungen und näherer Bestimmungen zu bedürfen.

Wenn man die klassischen Stellen mit einander vergleicht, welche dieses Rechts erwähnen, und die Sigonius **) ziemlich vollständig zusammen gestellt hat; so scheint sich daraus allerdings zu ergeben, daß sich dieses Recht bloß auf die in den Vorsälen aufgestellten Ahnenbilder,

*) Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß Christ diese Worte des Polybius hier sehr unrichtig gedeutet und angewandt hat. Unter der ὑπογραφη wird hier die vermuthlich am Fußgestelle der Ahnenbilder befindliche Angabe der Geschlechtsfolge und Verdienste (stemma) verstanden, deren mehrmals Erwähnung geschieht.

**) De antiquo Jure populi romani, L. II. c. 20.

und deren öffentliche Vortragung bey Leichenfeyerlichkeiten beziehe. Imago war für ein Bild dieser Art der gewöhnliche und solenne Ausdruck; und man darf hier an keine andere Art von Bildnissen oder Bildsäulen denken, die allemal signa oder statuæ heißen, und dergleichen man sich allerdings wohl zum Privatgebrauch konnte verfertigen lassen *), deren öffentliche Errichtung aber doch nicht anders, als auf ein vom Senat genehmigtes Gesuch frey stand **); nicht aber jedem schon durch Bekleidung der höhern obrigkeitlichen Würden als Vorrecht zukam.

Jene Ahnenbilder hatten indeß mehr eine öffentliche, als Privatbestimmung. Denn, wenn sie gleich in den Vorsälen der Privathäuser aufbewahrt wurden; so verschloß man sie doch in Behältnisse oder Schränke, (armaria) die, wie sich aus mehrern Stellen zeigen läßt, nicht anders als bey feyerlichen Gelegenheiten, be-

*) Frigelius, de statuis Illustr. Romanor. p. 84. Si vero privatim, hoc est, domi suæ, & inter privatas possessiones, statuas ponere vellent privati, id propria & nulla interveniente aliena auctoritate facere poterant. Er führt mehrere Beyspiele dieser Art aus alten Schriftstellern an.

**) S. Figrelii de statuis Illustrium Romanorum Liber, c. IX. ff. p. 67.

sonders kurz vor der Leichenbestattung eröffnet wurden. Und bey dieser trug man dann, wie bekannt, jene Bilder öffentlich zur Schau. Wenn also gleich das Verbot, ein Bild von dieser Bestimmung, ohne Vorrecht des Adels, dessen Zeichen es war, nicht zu haben, nicht so weit auszudehnen ist, daß dadurch alle Freyheit, sein Bildniß zum Privatgebrauch malen, es aus Wachs, oder irgend einer andern Materie verfertigen zu lassen, untersagt war; so scheint dadurch doch die Aufstellung des Bildes im Vorsaal, vollends aber dessen öffentliche Vortragung untersagt und ausschließend nur denen, welche dazu ein eigenes Recht erhalten hatten, vorbehalten gewesen zu seyn*).

Denn bey den ältern Römern waren diese imagines und stemmata offenbar das, was bey uns die Wappen und Stammbäume sind;

*) Claude Guichard, der in seinem ziemlich selten gewordenen Buche: Funerailles & diverses manières d'ensevelir des Romains, Grecs, & autres Nations (Lyon, 1581. 4.) auch diese Materie sehr gut aus einander setzt, sagt über jenen Umstand ganz richtig: Par ainsi nous pouvons colliger, que c'estoit quelque chose davantage, avoir droit de se prevaloir & servir des images, qu'avoir des images simplement, p. 66.

und jenes Wort wird daher auch sehr oft so gebraucht, daß es mehr nur Abzeichen des Adels, als die Bilder selbst bedeutet. Die Bestimmung dieser letztern war also von dem Zweck der öffentlich errichteten Statuen verschieden. Diese waren Zeugnisse eigenthümlicher Verdienste; jene hingegen waren Beweise einer edlen Abkunft, und das Bild dessen, dem dies Recht bewilligt war, zeugte in so fern auch von den Verdiensten, wodurch er sich und seinen Nachkommen dasselbe erworben hatte, und wozu ihm die Bekleidung einer kurulischen Würde verhalf.

Daß diese Bilder solch eine öffentliche Bestimmung hatten, sieht man unter andern auch aus der oben angeführten klassischen Stelle des Cicero *), worin das jus imagines durch den Beysatz ad memoriam potestatemque prodendæ charakterisirt wird. Dies letztere Wort braucht Cicero auch anderswo **), wenn er von denen redet, die ihrer bekleideten obrigkeitlichen Würden wegen in den Senat erwählt wurden: delectat imago ipsa ad posteritatis memoriam prodita.

Aus allem, was Sigonius über das Recht der Ahnenbilder sagt, sieht man doch auch, daß er den Begriff davon mit eben den Bestimmungen gefaßt hatte, welche nach Lessing's Mey-

*) In Verr. Or. V. c. 14.

**) Or. pro C. Rabirio Postumo, c. 7.

nung erst von den nachherigen Antiquaren herrühren. Er sagt z. B. Qui majorum suorum habuerunt imagines, ii nobiles; qui suas tantum, ii novi; qui nec majorum nec suas, illi demum ignobiles appellati sunt. Auch beym Lipsius und Gutherius sieht man aus dem ganzen Zusammenhange deutlich genug, daß sie keine öffentliche errichtete Bildsäulen, sondern bloß diese in den Vorsälen aufbewahrten Ahnenbilder bey allem dem im Sinne hatten, was sie über das jus imaginum bemerken.

Mit dem Uebrigen, was L. gegen Klotz in Ansehung des erst durch dieses Recht entstehenden und anhebenden Adels, und in Ansehung der Theilnahme der geringern Volksklasse an demselben, durch Theilnahme an den höhern obrigkeitlichen Aemtern erinnert, hat es mehr seine Richtigkeit. Wenn beym Livius *) von den Bewerbungen der Plebejer um die konsularische Würde die Rede ist, so brauchen die Tribunen des Volks unter andern Vorstellungen auch diese: ex illa die in plebem ventura omnia, quibus patricii excellant, imperium atque honorem, gloriam belli, genus, nobilitatem, magna ipsis fruenda, majora liberis reliquenda.

Die falsche Vorstellung, welche sich Klotz von diesem Rechte der Ahnenbilder machte, daß

*) L. VI. c. 37.

derjenige, der es erhielt, auch zur Aufstellung der Bilder seiner Vorfahren, die dies Recht und den einzig gültigen Anspruch darauf noch nicht gehabt hatten, berechtigt gewesen wären, trug er auch in sein nachfolgendes Räsonnement über. Er meynt, es sey den Römern daran gelegen gewesen, daß die Bilder ihrer Vorfahren erhalten würden, und deswegen hätten sie dazu wohl nicht gerade die vergänglichste Materie wählen können. Als ob von ihrer Wahl bey den Bildern ihrer Vorfahren, die bey deren Lebzeit verfertigt wurden, schon die Frage hätte seyn können! Selbst der Singular in Cicero's Ausdruck, jus imaginis, deutet schon dahin, daß nur von seinem Bilde, und von jedem, das in der Ahnenreihe den Anfang machte, die Rede war.

Uebrigens sind die Gründe, mit welchen die Meynung, daß die römischen Ahnenbilder enkaustische Gemälde gewesen wären, als unstatthaft bestritten werden kann, von Lessing selbst mit so vielem Scharfsinn angegeben worden, daß sie keiner weitern Unterstützung bedürfen. Nur den einzigen, schon in meinen Zusätzen zu dem Artikel, Ahnenbilder in den Kollektaneen bemerkten, Umstand will ich hier noch anführen: daß man sich nehmlich bey flachen Gemälden nicht wohl die vom Polybius erwähnte Hinzufügung des Rumpfs, und dessen Bekleidung denken könne; und daß schon dieser,

von mehrern Schriftstellern erwähnte Gebrauch ins Runde gearbeitete Köpfe oder Brustbilder voraussetze, wenn man sich jene Ausschmückung nicht als äußerst widersinnig denken will. Eben das gilt von der mehrmals erwähnten Bekränzung dieser Bilder. Und wenn in der bekannten Stelle Juvenals, zu Anfange der achten Satire:

Stemmata quid faciunt? quid prodest, Pontice, longo
Sanguine censeri, pictosque ostendere vultus
Majorum, & stantes in curribus Aemilianos,
Et Curios jam dimidios, humeroque minorem
Corvinum, & Galbam auriculis nasoque carentem?

die drey letztern Verse, wie es am natürlichsten scheint, noch auf die Ahnenbilder, nicht auf anderweitige Statuen zu deuten sind; so ergiebt sich schon aus der hier erwähnten Art ihrer Verstümmelung, daß es keine Gemälde seyn konnten. Zu verwundern ist es indeß, daß Klotz nicht auch die Auslegung des Scholiasten über den Juvenal in seinen Vortheil gezogen hat, der bey den Worten, nasoque carentem, die Note macht: Vetustate picturæ ita effectum; aut quia breviorem nasum habuit,

III.

Wofür aber hielt nun Lessing diese Bilder? Nicht, wie man aus dem Fragmente seiner Untersuchung sieht, für Wachsgemälde; auch nicht für bossirte Wachsbilder; und wofür denn? —Möchte er diese Frage noch selbst beantwortet haben! — Wenn ich mir aber gleich nicht getrauen darf, sie ganz in seinem Geiste, mit seinem Scharfsinne, mit seiner Bestimmtheit, seiner Ueberzeugungsgabe zu beantworten; so hoffe ich doch des Ziels, worauf seine Meynung hinausging, desto weniger zu verfehlen, da ich in seiner Bestreitung der Klotzischen Meynung schon deutliche Winke zu finden glaube, welche auf die seinige hindeuten, und zugleich auch Gründe genug, diese für die bessere und wenigstens wahrscheinlichste anzunehmen.

„Wie? fragt Lessing, wenn es den Römern bey ihren Ahnenbildern, außer der so lange als möglichen Dauer, noch um eine andere Eigenschaft zu thun gewesen wäre, außer der diese Dauer von keinem Werth ist, und die sich vorzüglich an dem Wachse, weit weniger an dem Erze, und an dem Marmor ganz und gar nicht findet? Diese Eigenschaft, wird Herr Klotz glauben, sey die Leichtigkeit. Nichts weniger.“— Und in der Folge! „Die Römer verlangten etwas, was die enkaustischen Gemälde eben so wenig gewähren konnten, als die Bilder in Marmor und Erz. An dieses hat

Herr Klotz gar nicht gedacht, und scheint auch nicht den geringsten Begriff zu haben, wie und wodurch es zu erlangen war."

Diese Eigenschaft nun, welche Klotz so ganz aus der Acht ließ, die aber Lessing, wie sich aus allem ergiebt, im Sinne hatte, und die auch die Römer selbst bey der Verfertigung ihrer Ahnenbilder, bey ihrer Aufbewahrung derselben, und bey dem Gebrauch, den sie von ihnen machten, vorzüglich zur Absicht hatten, war ohne Zweifel — die möglichste Aehnlichkeit dieser Bilder.

Auf welchem Wege aber ließ sich die Eigenschaft am kürzesten und sichersten erreichen? — Unstreitig wohl durch das unmittelbare Abformen des Antlitzes, und durch den Wachsguß in die Form; dann aber auch noch durch das Bemalen des so abgeformten Antlitzes. Und hier haben wir im eigentlichsten Verstände die expressi cera vultus des Plinius; das προσωπον εἰς ὁμοιοτητα διαφεροντως ἐξειργασμενον des Polybius; die picti vultus des Juvenal.

Schon das Wort imago, welches die Alten von diesen Ahnenbildern fast beständig gebrauchen, und meistens nur von Brustbildern oder Köpfen, plastisch geformt, nie aber von ganzen Statuen oder von Gemälden selbst, wohl aber von der Aehnlichkeit derselben, als Eigenschaft brauchen, hätte auf diese Deutung führen sol-

sen. Plinius scheint in der oben der Länge nach angeführten klassischen Stelle diesen Unterschied geflissentlich anzugeben: non signa exterorum artificum, nec aera aut marmora. Expressi cera vultus singulis disponebantur armariis, ut essent imagines u. s. f. Und Polybius und andere Griechen brauchen hier das Wort εἰκων und προσωπον, nicht die bekannten andern Wörter, womit sie ganze Bildsäulen oder Gemälde bezeichneten.

Auch der ganze Zusammenhang der Stelle beym Plinius, worin er dieser Ahnenbilder erwähnt, lehrt deutlich, daß hier noch nicht von eigentlichen Gemälden die Rede seyn könne. Von diesen handelt er erst in der Folge; und was zu Anfange des fünf und dreyßigsten Buchs von der Malerey vorkommt, betrift nur noch das bloße Bemalen oder Anstreichen.

In dem Worte imago ist, wie gesagt, die Eigenschaft der Aehnlichkeit der Gesichtszüge der herrschende Begriff. Festus leitet das Wort selbst von imitari ab; so daß imago so viel wäre, als imitago *). Beym Cicero werden imago und simulacrum, mit einander verbunden, als Eigenschaften einer sehr ähnlichen Statue gebraucht: Sic odium,

*) Vergl. Porphyr. ad Horat. Carm. I. 12. 4. Vossii Etymol. v. imitor.

quod in ipsum attulerant, id in ejus imaginem ac simulacrum profunderunt *)

Und wenn gleich die bisherigen Alterthumsforscher, die hier, wie nur gar zu oft, meistens einander ausschrieben, sich auf die eigentliche Verfertigungsart der Ahnenbilder nicht einliessen, da sie dieselbe von den alten Schriftstellern mehr nur angedeutet, als ganz genau beschrieben fanden; so scheinen sie sich doch nicht immer eigentlich bossirte, oder aus freyer Hand nachgebildete, sondern mehr abgeformte und gegossene Wachsfiguren dabey gedacht zu haben. Lipsius z. B. sagt darüber: Hæ imagines non aliud fuerunt, quam expressa corporis effigies humerorum tenus, e cera. — Plinius ait diserte, vultus. Cicero in Bruto, cui ab hac observatione lux: Ex quo, tanquam ex ore imago, exprimatur. Und Guichard, der die so oft erwähnte Stelle des Plinius S. 65. übersetzt und umschreibt, giebt die Worte: expressi cera vultus, durch: les visages tirés au vif en cire. Wirklich scheint auch das vom Plinius, Cicero und mehrern gebrauchte Wort exprimere der eigentliche Ausdruck vom Abformen gewesen zu seyn.

Nur ist noch die Frage, ob die Römer diese Verfahrungsart wirklich gekannt, und sie so,

*) Or. in L. Pison. c. 38.

wie in neuern Zeiten geschieht, angewandt haben? Daß dies allerdings der Fall gewesen sey, erhellt aus folgender Stelle beym Plinius *), worin er dies Verfahren der Kunst nicht nur deutlich genug beschreibt, sondern sogar den angeblichen Urheber derselben nahmhaft macht: Hominis autem imaginem gypso e facie ipsa primus omnium expressit ceraque in eam formam gypsi infusa emendare instituit Lysistratus Sicyonius, frater Lysippi, de quo diximus. Hic & similitudinem reddere instituit; ante eum quam pulcherrimas facere studebant. Idem & de signis effigiem exprimere invenit. Nimmt man in dieser Stelle die Leseart an: ceramque in eam formam gypsi infusam emendare instituit; so würde sie zum Beweise dienen, daß die Alten dem zu dieser Absicht gebrauchten Wachse durch irgend einen Zusatz größere Festigkeit und Dauer zu geben verstanden hätten, wie Lessing oben vermuthete.

Wie man mit der Zubereitung des Wachses, auch zu diesem Gebrauche, und beym Gießen selbst verfuhr, sieht man aus folgender Beschreibung beym Columella **): Expressæ favorum reliquiæ posteaquam diligenter aqua dulci perlutæ sunt, in vas æneum

*) H. N. L. XXXV. c. 12.

**) L. IX. c. 16.

conjiciuntur, adjecta deinde aqua liquantur ignibus; quod ubi factum est, cera per stramenta vel juncos defusa colatur, atque iterum similiter de integro coquitur, & in quas quisque voluit formas, aqua prius adjecta, defunditur; eamque concretam facile est eximere, quoniam qui subest humor non patitur formis inhærere.

Jetzt wird man es auch verstehen, warum L. die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, die sich auf diese Weise am vollkommensten erhalten ließ, eine Eigenschaft nennt, die sich vorzüglich an dem Wachse, weit weniger an dem Erze, und an dem Marmor ganz und gar nicht findet. Denn im Marmor konnte man die Gesichtszüge nur aus freyer Hand nachbilden; das Erz aber ließ sich zwar wohl, wie das Wachs, in eine von dem Gesicht abgenommene Form giessen; der höhere Grad der Aehnlichkeit aber, welchen die Nachhülfe der Farben den Wachsbildern gab, ließ sich in denen aus Bronze gegossenen nicht erhalten.

Ob übrigens die alten Römer diese Wachsgüsse und die Formen derselben schon bey ihrem Leben, oder erst nach ihrem Tode verfertigen ließen, darüber finde ich in allen dahin gehörigen mir bekannten Stellen keine Nachricht. Eher aber scheint es mir glaublich zu seyn, daß es schon bey ihrem Leben geschehen, und sogleich

nach Erlangung des Rechts zu einem solchen Bilde geschehen sey, wenn sie gleich dies Bild wohl erst nach ihrem Tode in dem Vorsaal aufstellen, und es auch bey ihrer eigenen Leichenbestattung noch nicht mit vortragen ließen. Die Worte des Cicero: jus imaginis ad memoriam posteritatemque prodendæ, scheinen eher eine eigene Veranstaltung und thätigen Gebrauch dieses Vorzuges, als Ueberlassung derselben für die Besorgung der überlebenden Nachkommen anzudeuten.

Durch eine Stelle beym Herodian *) deren Nachweisung ich der Freundschaft des Hrn. Hofraths Heyne verdanke, scheint diese Voraussetzung noch mehr bestätigt zu werden. Und wenn es noch weitern Zeugnisses bedürfte, so würde schon diese Stelle allein hinlänglich beweisen, daß die römischen Ahnenbilder keine Gemälde, sondern solide, ins Runde geformte Bilder waren. Die Rede ist dort von der Leichenfeyerlichkeit und Apotheose des Kaisers Severus; und die letztere wird nach der römischen Sitte beschrieben. Unter andern sagt er **): „Sie formen ein wächsernes Bild,

*) Hist. L. IV. c. 3.

**) Κηρȣ πλασαμενοι εἰκονα παντα ὁμοιαν τῳ τετελευτηκοτι, ἐπι μεγιϛης ἐλεφαντινης κλινης εἰς ὑψος ἀρθεισης προτιθεασιν ἐν τῃ των βασιλειων εἰσοδῳ, χρυσοΰφεις ϛρομνας ὑπο-

welches dem Verstorbenen völlig ähnlich ist, und legen dasselbe auf ein sehr großes und erhabenes elfenbeinernes Ruhebett in dem Eingange des kaiserlichen Pallastes, mit goldgewirkten Kleidern umhängt. Dies Bild liegt da, in der Gestalt eines Kranken, und in völliger Todesblässe. Fast den ganzen Tag über sitzen zur Linken der Senat, und zur Rechten römische Matronen um dies Lager her.“ Zu der Leichenbestattung und Apotheose wird dann, nach sieben Tagen, dies Bild auf dem Ruhebette mit hingebracht.

ςρωννυντες. ἡ δ' εἰκων ἐκεινη ἐν χηματι νοσουντος προκειται ὠχριωσα. της δε κλινης ἑκατερωθεν καθεζονται ἐπι πλειςον της ἡμερας, εν μη τῳ λαιῳ μερει πασα ἡ συγκλητος, μελαιναις ἐφεςρισι χρωμενοι, ἐν δε τῳ δεξιῳ γυναικες πασαι, ὁσαις ἀνδρων ἡ πατερων ἀξιωμα τιμης ἐνδοξον μεταδιδωσιν.

IX.

Fragment
über die
Isische Tafel.

I.

Geschichte der Isischen Tafel.

Kircher in seinem Oedipus Aegyptiacus, Tom. III. p. 80. handelt im ersten Kapitel von dem Ursprunge und Namen dieser Tafel, und erzählt ihre Geschichte so.

Tabula dicitur Isiaca, quia Isiacæ, hoc est, Aegyptiacæ Theologiæ summam continet; Bembiana dicitur, eo quod Bembus Cardinalis summo Reipublicæ literariæ bono eam primus ab interitu vindicatam Orbi protulerit. Nam a fabro quodam ferrario, qui illam in Borboniana Urbis direptione a) comparaverat, pretio non contemnendo redemtam, veluti admirandum quoddam veteris Sapientiæ monumentum in Museo suo rebus omnibus ad literarum antiquitatumque notitiam spectantibus instructissimo usque ad mortem conservavit; quo fatis functo b) tandem Duci Mantuæ cessit,

in cujus Gazophylacio inter illustrium antiquitatum monumenta asservata fuit, usque ad annum 1630, quo in miseranda Mantuæ nrbis direptione c) ita evanuit, ut tametsi summo studio institum sit, ut sciretur, quid tandem de ea factum sit, in hunc usque diem nemini explorare licuerit, Tabula longitudinem habuit quinque palmorum,latitudinem quatuor. Tota ænea fuisse perhibetur, & figuris partim encausto, quod Smaltum vocant, partim argenteis lamellis, quibus figurarum ornamenta & habitus mire condecorabantur, affabre insertis, constitisse; quam & primus omnium cælator eximius Aeneas Vicus Parmensis, cura Torquati Bembi d) ad prototypi magnitudinem, summo studio ac diligentia aeri incisam, Ferdinando I. Cæsari dedicavit. Hanc eandem deinde deficientibus exemplaribus denuo incidendam dedit Herwartius Ducis Bavariæ Cancellarius, quam & Theatro Hieroglyphicorum insertam evulgavit; ex quo nos omni, qua fieri potuit, diligentia eam in minorem proportionem traductam hic curioso Lectori exhibemus.

a) Kircher meynt die Plünderung Roms von dem Kriegsheere Kaisers Karls V. im J. 1527. Der Connetable von Bourbon,

welcher das kaiserliche Heer kommandirte, unternahm zwar die Belagerung, ward aber während derselben bey dem Sturme durch eine Kugel verwundet, und starb, noch ehe die Stadt überging. In dem eigentlichen Verstande sollte man also nicht sagen: direptione Burboniana. Wer weiß ob dieser, wenn er am Leben geblieben wäre, alle die Grausamkeiten und Unordnungen verstattet hätte, welche der Prinz Wilhelm von Oranien, der dem Herzoge von Bourbon in dem Commando folgte, bey der Einnahme der Stadt erlaubte?

b) Im J. 1547.

c) Von den Völkern Kaisers Ferdinand II.—Vincent II. Herzog von Mantua und Montferrat, starb im J. 1629, und setzte den Herzog von Nevers, Karl von Gonzaga zu seinem Erben ein, den aber der Kaiser mit dem Herzogthume zu belehnen, sich weigerte.

d) Torquato Bembo war ein natürlicher Sohn des Kardinals.

Kircher sagt hier ausdrücklich, daß die Tafel bey der Plünderung von Mantua weggekommen, und seitdem nirgends wieder gefunden worden. Dieses sagen auch andere, und vermuthen, daß sie vielleicht von einem Unwissenden, dem das Silber, womit sie ausgeziert ge-

wesen, das Kostbarste daran geschienen, zerschlagen sey *).

Gleichwohl finde ich bey Herrn Winkelmann**), daß sie sich gegenwärtig in dem Museum des Königs von Sardinien zu Turin befinde. Aber er bekennt, daß er sie nicht selbst gesehen habe.

Es muß aber doch wohl seine Richtigkeit haben, daß diese Tafel annoch vorhanden ist; und zwar hat unser Wagenseil, in seinem Buche von Erziehung eines Prinzen, der vor allem Studiren einen Abscheu hat, (Leipz. 1705. 4.) S. 226, die erste Nachricht wieder davon gegeben. Hiervon heißt es in den Actis Eruditor a. 1706. S. 121: Sunt digna etiam lectu, quæ de fatis Mensæ Isiacæ, inclyti illius Κειμηλιυ, differit, utque ea ex direptione Romæ in manus fabri cujusdam ferrarii, inde ad P. Bembum Cardinalem pervenerit, tandem in gazophylacio Mantuani Ducis ad annum 1630 fuerit adservata. Etsi vero in illius urbis deprædatione evanuisse eam Kircherus testetur, bonum tamen nuntium statim annectit, quod nimirum Augustæ Taurinorum illa jam habeatur, inter fer-

*) Vid. Diction de Chausepié, art. Pignorius n. A.

**) Geschichte der Kunst, S. 45. 58.

ramenta & rejectanea in obſcuro loco reperta forte, & ab Archiatro viduæ Ducis Victoris Amadei Chriſtinæ, & ipſo theſaurum hunc pro merito non æſtimante, ſibi oſtenſa; ut adeo, ubi conſpici nunc poſſit, hoc indicio Wagenſeilii noſtri conſtet.

II. Von dem Alter dieſer Tafel.

Kircher fährt am angeführten Orte fort: Quod dum facimus, non parva difficultas exoritur, an a veteribus Romanis, an ab Aegyptiis, monumentum hoc, inter cetera ſane celeberrimum, confectum fuerit. Non deſunt, qui Tabulam hanc a Romanis concinnatam ſentiant, alii ex Aegypto, una cum aliis rerum Aegyptiarum monumentis, quibus unice Romani inhiabant, allatam, & in Iſidis templo poſitam aſſerunt. Atque hi verius conjecturare mihi videntur. Certe tabulam in Aegypto a veteribus Hieromantis concinnatam, ipſarum figurarum ratio, & myſtica compoſitio, quin & artificium ſtylusque pingendi, quæ Aegyptiacum ingenium prorſus ſapiunt, ſat ſuperque demonſtrant; minime vero a Romanis, quorum proprium erat, nunquam Aegyptiacum ſimulacrum adeo purum effingere,

quin ſemper nonnihil ex Latia Theoſophia depromptum affingerent; quemadmodum paſſim toto hoc opere demonſtratum fuit. Cum itaque Tabula hæc præſens pure hieroglyphica ſit, nec quicquam ex ceterarum gentium literatura aut ſculptura picturave admiſtum habeat; irrefragabiliter concluditur, illam ab Aegyptiis, & in Aegypto, &, quod amplius eſt, ante Cambyſis in Aegyptum factam irruptionem, eo videlicet tempore, quo maxime hieroglyphicæ literæ in Aegypto florebant, confectam eſſe. Accedit, quod ea confici non potuerit, niſi ab ipſis Hierogrammatiſtis, quorum officium erat, hieroglyphicas inſcriptiones diſponere, diſpoſitas obeliſcis, ſaxis, valvis, menſis templorum, incidendas tradere; quæ quidem characterum notitia, cum jam veterum Romanorum temporibus defecerit, certum eſt, hanc a Romanis perfici nulla ratione potuiſſe; a priſcis itaque Aegyptiis confecta fuit.

III. Von ihren Auslegern.

1. Der erſte, der ſich an eine Auslegung dieſer Tafel gewagt hat, iſt Laurentius Pignorius. Seine Schrift kam unter dem Titel: Vetuſtiſſimæ Tabulæ æneæ, ſacris

Aegyptiorum ſimulacris cælatæ accurata Explicatio zu Venedig, bey Rampazetti im Jahre 1605, (nicht 1600,) wie Tomaſini in dem Leben des Pignorius vorgiebt, in Quart heraus. Einige Jahre darauf, 1608, wurde ſie in dem nehmlichen Format zu Frankfurt, unter der Aufſchrift: Laurentii Pignorii Characteres Aegyptii; hoc eſt, Sacrorum, quibus Aegyptii utuntur, ſimulacrorum Delineatio & Explicatio, cum ejusdem Auctuario, cum figuris æneis, per Fratres de Bry inciſis, nachgedruckt. Die letzte und beſte Ausgabe aber iſt die, welche der Buchhändler zu Amſterdam, Andreas Friſius, mit verſchiedenen Vermehrungen, die aus dem Titel erhellen, beſorgte: Laurentii Pignorii Menſa Iſiaca, qua Sacrorum apud Aegyptios ratio & ſimulacra, ſubjectis tabulis æneis exhibentur & explicantur. Acceſſit ejusdem Auctoris de magna Deûm Matre Diſcurſus, & ſigillarum, gemmarum, amuletorum aliquot Figuræ, & earundem ex Kirchero Chifletioque interpretatio. Nec non Jacobi Philippi Thomaſini manus ænea, & de vita rebusque Pignorii Diſſertatio. Amſtelodami, 1669. 4. Indeß iſt in dieſer Ausgabe des Verfaſſers Zueignungsſchrift an den Kardinal Baronius weggeblieben; welches nicht hätte geſchehen ſollen, ob der ganze Brief

schon nichts als ein Compliment ist. Die ganze Schrift ist an den berühmten Markus Welser gerichtet, der ihn zu dieser Arbeit ermunterte.

Beyläufig hatten schon vor dem Pignorius verschiedene Gelehrte dieser Isischen Tafel gedacht, und über Einiges derselben ihre Meynung geäußert; als:

a) Goropius, Hieroglyphicor. L. VII. (cf. Pignorii Expl. p. 9. 14.)

b) Herwartius, dessen Kircher gedenkt.

c) Melchior Guilandinus, in Comment. de Papyro, qui censebat, sagt Pignorius, S. 14, hanc tabulam vix aliud, quam Aegyptiorum leges, pandere. Hujus sententiæ id columen fuit, quod leges in aes inciderentur. Ego ad eruditum lectorem provoco, an quicquid in æneas tabulas incisum est, id continuo lex sit.

Wie Bembo zu dieser Tafel gekommen sey, ist dem Pignorius nicht so ausgemacht, als dem Kircher. Er sagt S. 12: Ex Roma incidit in manus magni viri Petri Bembi Cardinalis, seu ex Pauli III. Pontificis maximi munere, seu, quod aliis placet, ex Orci faucibus, e manibus videlicet fabri ferrarii, qui illam in Burboniana urbis direptione comparaverat, pretio

extorta. Auch seine Beschreibung ist etwas umständlicher: Nunc in pretiosa pinacotheca Serenissimi Ducis Mantuæ inter illustrium pictorum monumenta adservatur. Area tota est ejusdem latitudinis cum impresso typo, quam Aeneas Vicus, industrius ille sculptor, vericulo ita assecutus est, ut non tam simile ovum ovo sit. Archetypa nigro velut encausto, quod atramento sculptor expressit, & tenuibus argenti bracteis passim obducitur & supervestitur.

Der Kupferstich des Aeneas Vicus selbst ist bey dem Werke des Pignorius nicht befindlich. Frisius aber hat ihn zu seiner Ausgabe nachstechen lassen und hinzugefügt; und zwar nach der wahren Größe; anstatt daß er beym Kircher nur nach der verjüngten Größe vorkommt, in welche ihn Herwart bringen lassen.

Von dem Gebrauche der Tafel sagt er S. 13. Fuit tabula hæc, nisi mea me fallit sententia, sacra Romæ templi alicujus mensa, quæ ex Macrobio & Festo aræ & pulvinaris loco erat, in qua epulæ, stipes & libationes reponebantur, & sacella præterea deorum. Fuerunt hæ mensæ quandoque aureæ vel argenteæ; & quidem inscriptæ apud Græcos, ut notant Aristoteles & Valerius Maximus. Solemnes mensas vocat Cicero.

Ueber ihr Alter erklärt er sich ausdrücklich nicht; er scheint sie aber doch nur aus denen Zeiten zu halten, da der Isische Gottesdienst in Rom eingeführt worden, welches vor den Zeiten des Augustus nicht geschehen war.

In seinen Auslegungen selbst hat er sich aller Muthmaßungen enthalten; und, ohne zu bestimmen, was die Tafel überhaupt anzeigen solle, geht er bloß eine Figur nach der andern durch, und bringt das bey, was er in den alten Schriftstellern zur Erklärung einer jeden Dienliches gefunden hatte.

2. Kircher ist weit kühner; und nachdem er der Tafel ein so hohes Alter beygelegt hat, als wir oben gesehen, glaubt er, nicht weniger, als die ganze Theosophie der alten Aegypter darin zu finden; wovon man an dem angezogenen Orte von S. 80 — 160. die weitläuftige Ausführung nachsehen kann.

3. Montfaucon's Bemerkungen und Vermuthungen über diese Tafel findet man in seiner Antiquité expliquée, Vol. I. P. I. L. II. Ch. 5.

4. Schuckford handelt davon in seiner Histoire du monde sacrée & profane, T. II. p. 394, in der französ. Uebers. Leyde 1738. 4.

5. Warburton (Essai sur les Hierogl. p. 294.) hält sie für eine Arbeit, die zu Rom gemacht worden. Dieses Vorgeben aber, sagt Winkelmann, scheint keinen Grund zu ha-

ben, und ist nur zum Behuf seiner Meynung angenommen. Ich habe die Tafel selbst nicht untersuchen können; die Hieroglyphen aber, die sich an keinen von den Römern nachgemachten Werken finden, geben einen Grund zur Behauptung des Alterthums derselben, und zur Widerlegung jener Meynung.

Die Tafel selbst ist ein Parallelogramm, in drey Felder vertheilt, wovon das mittlere das höhere ist. Die Figuren, die viel Einförmiges haben, und wovon die meisten mehr als Einmal, auch wohl vollkommen in der nehmlichen Stellung und mit den nehmlichen Attributen vorkommen, stehen alle neben einander, mit kleinen Figuren und Hieroglyphen untermengt. Dergleichen kleinere Figuren und Hieroglyphen füllen auch einen ungefähr zwey Finger breiten Rand, welcher auf allen vier Seiten umherläuft; wie denn auch mit einem kleinern, aus Hieroglyphen bestehenden Rande das mittelste Feld eingefaßt, und zweymal durchschnitten ist.

Von der Arbeit selbst urtheilt Pignorius, S. 13. Artificem tabula non valde doctum sapit, Aegyptium videlicet, factumve ad Aegyptiorum normam, quorum studium in id magis incumbebat, ut picturas miras exprimerent, quam ut venustatem affectarent.

IV. Einige Merkwürdigkeiten dieser Tafel.

1.

Keine einzige von allen darauf vorkommenden Figuren hat einen Bart; auch nicht einmal Thmuis, der dem Mendes, dem Pan der Aegypter, heilige Bock. Nur die zwey Sphinxe, welche auf jeder Seite dieses Bockes, in der untersten Einfassung stehen, haben einen. Fig. 35. 37, nach dem Pignorius; nach dem Kircher, 46 und 50. Dergleichen waren es ohne Zweifel, welche die Alten Androsphinxe nannten. Doch haben auch andere Sphinxe auf dieser Tafel, als in der obersten Einfassung beym Kircher Fig. 9, in der untersten Fig. 39, etwas von dem Kinn herabhängen, welches einem Barte nicht unähnlich sieht. Dieses haben auch Fig. 2, in der Einfassung, der Habicht mit dem Kopfe des Horus, welches Pignorius für den Schweif einer Schlange hält; S. 60: e cujus mento dependet serpentis cauda, nisi ego male conjicio, acumine videlicet in mentum infixo.—Und sogar die kauernde Figur mit dem halben Monde auf dem Kopfe, auf dem Schiffe des Anubis, in der Einfassung Fig. 14, welche Pignorius für eine Isis hält; ja auch der Horus im dritten Felde beym Pignorius, KK, und in dem

zweyten Felde, Fig. Y, welches nach dem Pignorius gleichfalls Horus oder Orus ist.

2.

Die Gesichter aller, sowohl menschlicher als thierischer Figuren, die größern in den drey Feldern sowohl, als die kleinern in der Einfassung, sind alle im vollkommenen Profil; außer dem Brustbilde in dem mittelsten Felde, Fig. M. beym Kircher, welche dieser zu seiner Trias Azonia Hecatina rechnet, und also eben sowohl für eine Gottheit annimmt, als die andern völligen Figuren. Aber eben daß es nur ein Brustbild ist, läßt mich vermuthen, daß es auch weiter nichts, als eine Verzierung vorstellen soll, dergleichen sich in dem Laubwerke, welches die innern Felder von der Einfassung haben, mehrere befinden. Eben dieses Brustbild ruht auf den zwey Säulen an dem Thore der Isis mitten in dieser Tafel; und die Vergleichung zeigt, daß die Figur M. welche Kircher für eine Hecate Ecclystica (S. 101.) hält, weiter nichts als eine solche Säule ist.

3.

Alle menschliche Figuren sind barfuß, außer die zwey, welche in der mittelsten Reihe oben um den Apis, sowohl rechter als linker Hand, stehen, und Priester desselben zu seyn scheinen. Bey diesen laufen über der Hacke, nach dem

platten Fuße zu, Riemen, welche nichts anders, als eine Art von Schuhen bedeuten können. Winkelmann muß sie nicht bemerkt haben, weil er sonst (Gesch. d. K. S. 52.) nicht sagen könnte: „Schuhe und Sohlen hat keine einzige ägyptische Figur."

4.

Das Sistrum ist nicht allein in der Einfassung der Tafel, Fig. 1. beym Kircher; wie Herr Winkelmann sagt, (Gesch. d. K. S. 46.) sondern auch in dem dritten Felde der Tafel selbst, bey der Figur d. nach dem Kircher.

5.

Zwischen der Einfassung und den drey Feldern läuft auf allen vier Seiten noch ein Rand mit groteskem Laubwerk. Und dieses Laubwerk ist es, welches mir das Alter der Tafel sehr verdächtig macht; indem dergleichen, nach dem Zeugnisse des Vitruvius, L. VII., c. 5. erst zu seiner Zeit aufgekommen ist. In dieses Laubwerk sind Menschenköpfe mit eingeflochten.

Zusätze des Herausgebers.

Ohne das zu wiederholen, was ich schon in meinem Zusatze zu Lessing's Kollektaneen, bey dem Artikel Isische Tafel*), angemerkt habe, will ich mich hier nur auf einige weitere Erörterungen desjenigen einschränken, was in den hier mitgetheilten Materialien zu der von L. projectirten eigenen Abhandlung über dies Denkmahl des Alterthums vorkommt; und dann noch ein Paar Worte über die neuern Bemühungen, sie zu erläutern, hinzufügen. Hiebey werde ich der von L. gewählten Ordnung nachgehen.

I.

Wagenseil scheint wirklich der erste gewesen zu seyn, der von der jetzt noch Statt habenden Existenz und Aufbewahrung dieser Tafel, die schon bezweifelt wurde, Nachweisung ertheilte. In seinem oben angeführten, und, der seltsamen Einkleidung ungeachtet, immer noch lesenswürdigen Buche**), sagt er darüber Folgendes:

*) B. I. S. 241. ff.

**) Von Erziehung eines jungen Prinzen, der vor allem Studiren einen Abschen hat; Leipz. 1705. 4. S. 226. ff.

„Prinz, ich will Euch ein sich hieher schickendes Beyspiel erzählen, und auch ein anderes gar fürlegen. Merket. wie es mit der in der ganzen gelehrten Welt so hoch geschätzten MENSA ISIACA hergegangen.“ Nun erzählt er die Geschichte dieser Tafel eben so, wie Kircher in der oben angeführten Stelle, und führt dieses und anderer Gelehrten Meynung über den Inhalt derselben an. Dann fährt er fort: „Prinz, bonum factum! die ganze Respublica literaria ist mir ein gutes Botenbrod schuldig; denn ich habe derselben die gute Zeitung zu bringen, wie es mit der Mensa Isiaca beschaffen, und wo sie für jetzo anzutreffen. Nachdem Mantua von dem kaiserlichen General Coialto a. 1630. erobert und von den Soldaten ausgeplündert worden, ist sie, Gott weiß auf was Weise, nach Turin in Piemont, die Residenzstadt S. K. H. von Savoyen, unter der Regierung Herzogs Viktoris Amadei, gekommen. Allda, weil sich Niemand fand, der da wußte, was sie auf sich hätte, und was damit anzufangen, ist solche in die Kammer des Schlosses, in welche man das alte Gerümpel und Eisenwerk hinein wirft, geschmissen worden. Woselbst, als sie lange Jahr gelegen, ist deren endlich des Viktoris Amadei nachgelassenen Wittbe Christina, des großen Königs Henrici IV. aus Frankreich Tochter Leibmedikus, mein guter Freund, ohngefähr ansichtig worden. Welcher

sich über sie erbarmet, und solche in eine Kammer des obern Stockwerks des Pallasts bringen lassen. Allda hat er sie mir gezeiget; und ist selbige mit hellglänzendem Metall, mit von Silber und Gold eingelegten Figuren, ganz unversehret, so herrlich und schön anzusehen, als wenn sie erst neu wäre verfertiget worden. Es ist diese große Sache bishero noch unbekannt geblieben, indem auch der, so sie gefunden, selbst nicht viel daraus gemacht, und ein etwas schlechtes Urtheil davon geführet, dem ich eine mehrere Erklärung gethan."

Hier war es jedoch nicht zuerst, wo Wagenseil seine erhaltene Kenntniß von dem Daseyn dieser Tafel mittheilte. Schon in seiner bekannten Beschreibung der Stadt Nürnberg*), die acht Jahr früher herauskam, gedenkt er S. 83. gelegentlich dieses alten Denkmahls, und eines darüber an den berühmten Gisbert Cuper von ihm geschriebenen Briefes, und setzt hinzu: Ceterum, pergebam ego, habere me nihilo secius, quod de Mensa Isiaca, illi sine dubio aliisque ignoratum, moneam probe. — Affero igitur ad te, flos Virorum, Cupere, nuntium, cujus maxime Te participem fieri velle opinor. Bonum factum! Ante hos triginta, &

*) De S.R.I. Libera Civitate Norimbergensi Commentatio; Altdorf 1697. 4.

quod excedit, annos, tabulam Augustæ Taurinorum Archiater Sabaudiæ Ducis, cujus nomen memoriam meam fugit, sed qui tamen ipse rem mihi narravit, inter vetera ferramenta reperit rursus, &

Jaces indigna, quanta res, dixit, loco! Translata illico est, a sordibus, quibus obsita erat, repurgata, in ducale palatium. In hoc servatur; in hoc, quoad collibitum erat, eam contemplandi potestas mihi concessa fuit. Quantum recordor, nec, quod Kircherus prodidit, tota ærea est; nec figuris, partim encausto, quod Smaltum vocant, partim argenteis lamellis, quibus figurarum ornamenta & habitus mire condecorantur, affabre insertis, constat. Chalybea mihi videbatur; figuræ omnes incisæ sunt, earumque crenas aurum opplet, citra encaustium, citra argenti lamellas.

Ins Ausland kamen nun wohl diese Wageuseilischen Nachrichten nicht. Zu verwundern ists aber doch, daß nicht auch reisende Ausländer die Erhaltung dieses Denkmahls, und dessen Aufenthalt früher entdeckten und bekannt machten, und daß selbst Montfaucon und Banier es noch für verloren hielten. Montfaucon zwar wurde vor der gänzlichen Vollendung seines bekannten großen Werks eines Bessern belehrt; denn in dem am Schluß

des fünften Bandes befindlichen allgemeinen Register setzt er in dem Artikel Table Isiaque hinzu: On dit qu'on la voit encore à Turin, mais fort gatée. Und Keyßler *) erklärt die Ursache, warum sich die Kenntniß dieses Umstandes so selten und langsam verbreitete, aus der Schwierigkeit, diese im Archiv aufbewahrte Tafel zu sehen, wozu es einer besondern schriftlichen Erlaubniß des Königs bedürfe. Auch setzt er hinzu, daß diese Tafel nach der Plünderung der Stadt Mantua in die Hände des Kardinals Pava gekommen, und von diesem dem damaligen Herzoge von Savoyen geschenkt sey.

Die Berichtigung, welche Wagenseil in Ansehung der Materie dieser Tafel der Angabe Kircher's zu geben nöthig fand, möchte wohl nicht ganz gegründet seyn **). Der Graf Caylus ***) hatte von dem französischen Gesandten am Turiner Hofe, dem Chevalier Chauvelin eine sehr genaue Beschreibung dieses Denkmahls

*) Neueste Reise, B. I. S. 265. der ältern Quartausgabe.

**) Keyßler nennt sie gleichfalls eine Kupfertafel, auf welcher viele ägyptische Götzenbilder und Hieroglyphen mit Silber, und einem blauen, vielleicht vermischten Metall, das als angelaufener Stahl aussieht, eingelegt sind.

***) Recueil d'Antiquités, T. VII. p. 34.

erhalten; und dieser zufolge besteht die Tafel aus rothem Kupfer, dessen Grund kastanienbraun geworden und von ungleicher Farbe ist. Die Parthien, welche in den Kupferstichen schwarz sind, haben im Original eine Art von schwärzlichem Firniß. Die Figuren sind ziemlich flach eingegraben, keine völlige Linie tief; sie sind dunkler von Farbe, als das Feld; und ihre meisten Umrisse sind mit eingelegtem Silberdrath gezogen. Andere sind bloß schraffirt. Die Fußgestelle, worauf die Figuren sitzen oder stehen, und die Aeneas Vicus weiß gelassen hat, sind herausgerissen; sie waren von Silber, und künstlich verarbeitet, wie man an einigen noch sieht. Die eingelegte Arbeit ist sehr geschickt gemacht, ohne daß man die Fugen gewahr wird.

Graf Caylus macht noch über die gewöhnliche Benennung Mensa Isiaca, welche Kircher und Pignorius diesem Denkmahle gaben, die gegründete Anmerkung, daß man sie lieber schlechthin Tabula oder Tafel nennen sollte; da jenes Wort überhaupt einen Körper aus irgend einer Materie bedeutet, dessen Umfang und Fläche größer, als seine Dicke ist. Auch erinnert er, daß sich aus den Charakteren, die auf dieser Tafel, außer den eigentlichen Hieroglyphen vorkommen, die Beschaffenheit der ägyptischen Schriftzüge besser bestimmen lasse. Dergleichen Züge finden sich nehmlich in sieben kleinen länglichen Einfassungen der ersten und drit-

ten Abtheilung; und sie enthalten vermuthlich gewisse Lehrsprüche oder Formeln, die von bestimmterem Inhalte zu seyn scheinen, als die den Figuren beygefügten, und vermuthlich zu deren Deutung dienenden Charaktere. Sowohl die eingefaßten, als die freystehenden gehen senkrecht herab; ein neuer Beweis von der zwiefachen Richtung, deren sich die Aegypter, den Umständen nach, zu ihrer geweihten Buchstabenschrift bedienten; wie das nicht nur aus ihren Obelisken und vielen andern Denkmählern erhellt, sondern auch aus dem um die größere Abtheilung dieser Tafel umherlaufenden Rande, woraus man sieht, daß dergleichen Schriftzüge in dem nehmlichen Zeitalter auch horizontal, und bald von der Linken zur Rechten, bald umgekehrt neben einander gestellt wurden. Herodot sagt zwar ausdrücklich, daß die Aegypter von der Rechten zur Linken schrieben; vielleicht aber war das nur bey der gemeinen Schrift, und nicht bey der hieroglyphischen gebräuchlich. Diese letztere läßt sich jedoch nicht anders beurtheilen, als wenn man diese Züge wie Zeichnungen betrachtet, und folglich die Vertheilung der Gegenstände und das Verfahren der Hand, in Rücksicht auf ihre Darstellung in Erwägung zieht.

II.

Nach dem Urtheile eben dieses scharfsinnigen Alterthumsforschers scheint das Alter bey der Isischen Tafel bey den Aegyptern nicht sehr hoch hinaufzugehen. Die Trennung der Beine und der Abstand der Arme von dem Körper der Figuren, und folglich ihre größere Bewegung und Thätigkeit, dünken ihm hiervon ein Beweis zu seyn. Es ist daher diese Tafel wahrscheinlich ein Denkmahl der spätern Zeit, welches aber das Andenken der ältern Gebräuche aufbehält, denen die Aegypter, wie bekannt, immer sehr getreu blieben.

Sie macht indeß der Kunst dieser Nation Ehre; denn man bemerkt darin ein Detail der Verzierungen, und eine zu absichtvolle Symmetrie, als daß diese nicht die Folge eines Scharfsinns und Nachdenkens seyn sollten, die schon lange vor der Verfertigung dieses Denkmahls bey den Aegyptern herrschend waren.

Er glaubt ferner, daß diese Tafel, die wohl unstreitig in Aegypten selbst verfertigt wurde, zu der Zeit nach Italien gekommen sey, als die Römer den ägyptischen Götterdienst unter sich aufnahmen, folglich gegen das Ende der Republik. Wahrscheinlich hatte diese Ueberbringung die Absicht, die Religionsgebräuche, die man einführen wollte, desto bestimmter zu machen, und ihre Abänderung zu verhüten.

III.

Von den Auslegern dieser Tafel habe ich in den Zusätzen zu den Kollektaneen schon mehrere, als die hier von Lessing angeführten genannt. Zu den ältern gehört noch Olaus Rudbeck *), der in diesem alten Denkmahl einen runischen Kalender zu finden glaubte, und in den Figuren desselben die ältesten Schriftzüge der Lappen und anderer Völker des äußersten Nordens sah. Die viele Gelehrsamkeit, welche er zur Bestätigung dieser Meynung anbrachte, scheint doch fast eben so sehr verschwendet zu seyn, als die, wodurch Herwart von Hohenburg **) die seinige, daß die Tafel einen Seekompaß vorstelle, zu unterstützen suchte; und die, womit Michael Maier ***) seine Grille, daß der Sinn durchaus chemisch sey, zu erweisen bemüht war. Die Idee von einem Festkalender ist indeß von mehrern Gelehrten angenommen und weiter verfolgt worden; unter

*) Atlantica, P. II. c. XI.

**) Thes. Hieroglyphicor. s. Admiranda ethnicæ theologiæ Mysteria; Monachii, 1626. 4.

***) Arcana arcanissima, h. e. Hieroglyphica Aegyptio-Græca, Oppenh. 1651. 4.

andern von Fabricius *), und am neuesten von Court de Gebelin **).

Alle Deutungen möchten indeß wohl vergeblich, wenigstens auf keine Gewißheit hinzuführen seyn; und Pignorius wählte unstreitig den sicherern Weg, wenn er sich nicht auf Deutung des Ganzen, sondern nur auf wahrscheinliche Erklärung der einzelnen Figuren einließ. Auf ähnliche Weise verfuhr auch der Graf Caylus, der überhaupt dieses Denkmahl mehr nur von Seiten der Kunst betrachtet, und gleich zu Anfange seiner schätzbaren Abhandlung erinnert ***), daß nichts so schwer zu erklären sey, als ein aus solch einer Menge von Figuren zusammengesetztes ägyptisches Monument; und daß alle darüber mögliche Muthmaßungen desto weniger befriedigend ausfallen müssen, weil die

*) Menologium, s. Libellus de Mensibus; Hamb. 1712. 8. p. 24.

**) Le Monde primitif, analysé & comparé avec le Monde moderne; Par. 1773, 9. Voll. 4.

***) Ich habe mich bey dieser Abhandlung etwas länger verweilen zu dürfen geglaubt, weil sie, so viel ich weiß, in den vier ersten Bänden der, wie es scheint, ins Stecken gerathenen deutschen Uebersetzung dieser Sammlung noch nicht enthalten, und das Original in wenig Händen ist.

griechischen Schriftsteller, unsere einzigen Wegweiser in dem Labyrinth ägyptischer Alterthümer, unter einander selbst nicht einig, und nicht selten mit den noch vorhandenen Denkmählern im Widerspruch sind. Die Isische Tafel giebt davon mehr als Ein Beyspiel. Außerdem kann man die ägyptischen Kunstwerke mit eben dem Auge ansehen, womit Marsham die ägyptische Religion ansieht, von der er sagt: immensa res est Aegyptiorum religio, seu cultus vetustatem spectemus, seu varietatem. Und so sinnreich und gelehrt auch die bisher gegebenen Erklärungen der Isischen Tafel sind, so sind doch dadurch immer nur noch wenig Schwierigkeiten gehoben. Denn die gewöhnlichen Systeme sind mehr für ihre Erfinder schmeichelhaft, als für ihre Leser lehrreich. Bloße Beschreibungen sind freylich minder blendend als Systeme; sie dienen aber doch wenigstens dazu, die Aufmerksamkeit desjenigen, der die Antike studiren will, gehörig zu richten, und ihm Mittel an die Hand zu geben, die einzelnen Umstände mit einander zu vergleichen, und weiter zu gehen, als derjenige, der die Beschreibung gab.

Die Hauptabsicht, welche der Graf Caylus dieser Tafel beylegt, den ägyptischen Götterdienst mehr festzusetzen und zu erhalten, scheint ihm durch die Untersuchung der Figuren bestätigt zu werden, die sich auf ihrem Rande befinden.

Man bemerkt in denselben verschiedene gottesdienstliche Verehrungen, welche Thieren geleistet wurden, die nach unsern Begriffen auf die seltsamste Weise zusammen gestellt sind. Auch findet man die größern sowohl als die kleinern ägyptischen Gottheiten fast alle auf dieser Tafel vorgestellt, so viel sich davon urtheilen läßt, da die einzelnen Theile der ägyptischen Theologie so gar unzulänglich bekannt sind. Und ob man gleich mit vieler Wahrscheinlichkeit annehmen kann, daß dies Denkmahl nicht von dem höchsten Alterthum ist; so ist doch die große Einfachheit des Ausdrucks immer noch auffallend genug. Diese Einfachheit verdient einige Bemerkungen; um so mehr, da sie mir mit Fleiß angewandt und beybehalten zu seyn scheint.

Es gehörte viel Zeit dazu, ehe man in der Kunst zu einer überall anerkannten Composition gelangte; und es ist sehr begreiflich, daß die ersten Compositionen dieser Art anstößig seyn, und lange schon da seyn mußten, ehe man sie unter die Religionsgebräuche aufnahm. Man wird also leicht zugeben, daß die Aegypter, welche von der Malerey und Bildhauerey keinen andern als gottesdienstlichen Gebrauch machten, lange Zeit hindurch sich nicht von der einfachen Darstellung einer Figur entfernt haben, die zugleich zum Beyspiel und zur Anbetung diente. Denn die einzeln stehenden Figuren zeigen alles deutlich, ihr Ausdruck ist ohne Verwirrung,

und es lassen sich ganz bestimmt ihre Attribute sowohl als der Anlaß ihrer Thätigkeit unterscheiden. Dieser Idee zufolge, war eine einzelne Figur lange Zeit hinreichend, um die Menge derer zu bezeichnen, die sich versammelten, entweder um ihre Opfer darzubringen, oder um den Feyerlichkeiten beyzuwohnen, zu Wachen der Gottheit zu dienen, oder ihr Gefolge zu vermehren. Eben dieser Grundsatz der Simplicität bewog auch die Aegypter, die Figuren ihrer halberhobenen Arbeiten, oder vielmehr ihrer eingegrabenen Kunstwerke, allemal im Profil zu zeichnen, und nie von vorne, noch in Dreyviertel des Körpers. Der Gebrauch des Profils, den sie beständig beybehielten, hatte in eben dieser Einfachheit seinen Grund; ich sage, sie behielten ihn bey; denn unstreitig ging er in der Erfindung voran. Außerdem würden die Körper aus allen andern Gesichtspunkten nicht nur zu viel Studium, zu viel Feinheit und Sorgfalt für eingegrabenes Bildwerk erfordert haben, sondern die Schwierigkeit, ihre Handlungen zu bezeichnen, wäre auch weit größer gewesen. Man muß indeß gestehen, daß die Köpfe, die Füße und Hände in den ägyptischen Kunstwerken sehr wenig Andeutung der Züge, der Handlung und Mannigfaltigkeit haben; ungeachtet der Leichtigkeit, welche das Profil ihrer Ausführung verschaft, und der Gewohnheit, die man in Aegypten hatte, den Körper aus diesem Gesichtspunkte darzustellen.

Bey dem allen muß man doch auch gestehen, daß man, ungeachtet des Mangels an Schönheit der Zeichnung, dennoch den Aegyptern nicht, wie so manchen andern kunstverständigen Völkern, irgend einen Fehler in den allgemeinen Verhältnissen vorwerfen könne. Die Aegypter haben freylich kein Gefühl, kein Studium in der Wahl der Natur; aber die gemeinen Verhältnisse beobachten sie allemal genau, und beleidigen nie das Auge, weder durch eine übertriebene Schlankheit, noch durch ein allzukurzes und schwerfälliges Verhältniß; und eben diese Genauigkeit beobachteten sie auch in Ansehung der Ausmessungen der Breite. Freylich haben sie, den Horus als Kind allein ausgenommen, immer das völlig erwachsene Alter zur Vorstellung beyder Geschlechter gewählt. Diese Gründe, verbunden mit denen Bemerkungen, zu welchen mir eine wiederholte Untersuchung dieser Gegenstände Gelegenheit gegeben hat, überreden mich, daß die Darstellung der ägyptischen Denkmähler in dem Gesichtspunkte malerischer Zusammenstellung und Anordnung, sie angenehm für das Auge, und interessanter für die Aufsuchung machen würde. Denn man sammelt und betrachtet das mit größerm Vergnügen und Wohlgefallen, wovon man weiß, daß man es wenigstens von Einer Seite kennt; und dieser Wachsthum der Untersuchungen muß der Literatur manches neue Licht geben.

Mit Recht rügt der Graf Caylus in der Folge noch die bey neuern Alterthumsforschern nur allzuherrschende Meynung, daß man bey der Deutung ägyptischer Denkmähler beständig in Einem Gleise bleiben, und alle ägyptische Figuren als Vorstellungen der Isis oder des Osiris ansehen müsse. Dies Vorurtheil kann nur gar zu leicht irre führen. Man denke nur an die Menge der ägyptischen Priester und Priesterinnen, an den dort herrschenden Aberglauben, der bald diese, bald jene besondere Schutzgottheit wählte. Schon die Verschiedenheit des Hauptschmucks sollte auf verschiedene und mannigfaltigere Deutung führen.

Alle sitzende Figuren auf der Isischen Tafel hält er für höhere oder geringere Gottheiten. Man findet freylich zuweilen auch Priester in dieser Stellung; dann aber haben sie gemeiniglich keinen Kopfputz, halten gewöhnlich eine Rolle auf dem Schooß, und scheinen etwas zu lesen, was wohl nichts anders als die heiligen Bücher andeutet. — Unstreitig ist indeß Isis die vornehmste Gottheit und der herrschende Gegenstand dieses schätzbaren Denkmahls, welches auch ihr ohne Zweifel gewidmet war. Diese Göttin nimmt mit einem ansehnlichen Gefolge die größte von den drey Hauptabtheilungen der ganzen Tafel ein. Die vergrößerte Proportion dieser Figuren, und der Reichthum der Verzierungen beweisen den vorzüglichen Rang dieser

Gruppe. Mit Recht gab man daher dem ganzen Kunstwerke den Namen der Isischen Tafel.

IV.

Was Lessing, gleich den übrigen Auslegern dieser Tafel für Sphinxe, und hier für Androsphinxe nimmt, erklärt der Graf Caylus für Löwen; und macht *) die allgemeine Anmerkung, daß man in den meisten ähnlichen Abbildungen diese Figuren dafür nehmen müsse. Der Weiberkopf, welchen sie zuweilen haben, war, seiner Meynung nach, Andeutung des himmlischen Zeichens der Jungfrau, wie der Löwe selbst, bekanntermaßen das Symbol eines Himmelzeichens war. Die Ausländer, selbst unter den Alten, verstanden sich zu wenig auf die Allegorien dieser Nation, und begnügten sich, das, was sie gesehen oder gehört hatten, nur im Allgemeinen anzugeben; und ohne sich dabey viel vorzuwerfen zu haben, setzten sie die phantastische Figur des Sphinx zusammen, und führten sie mit diesem neuen Namen in ihre Fabel ein. Freylich giebt auch Plutarch in seiner Abhandlung über die Isis und den Osiris, der Vereinigung dieser beyden Himmelszeichen den Namen Sphinx. Finden wir aber nicht, nach dem zweyten Buche des He-

*) Recueil, T. VII. p. 204.

rodot, daß man in Griechenland die Verehrung und selbst die Benennungen der ägyptischen Götter abgeändert hatte? Plutarch bediente sich also des griechischen Namens; und ich sollte glauben, daß man, um genau zu reden, diesen Ausdruck in der Beschreibung ägyptischer Denkmähler billig nicht brauchen, sondern ihn lieber bloß der griechischen Fabel vorbehalten müßte.

Das Herabhangende am Kinn auf einigen Figuren dieser Tafel, was L. für einen Bart zu halten geneigt ist, erklärt der Graf Caylus für die Pflanze Persea, deren Blätter mit der menschlichen Zunge viel Aehnliches hatten, und daher der Isis und besonders dem Harpokrates, als Gotte des Schweigens, geheiligt waren. Für eben diese Pflanze hält er auch das bey Fig. 2. der Einfassung, was Pignorius für einen Schlangenschweif nahm.

2.

Was der Graf über die den Aegyptern so gewöhnliche Profilzeichnung bemerkt, ist schon oben angeführt worden. Von den Brustbildern, die sowohl auf der Tafel selbst, als in der umherlaufenden Verzierung vorkommen, erinnert auch er, daß sie nicht im Profil, sondern von vorn gezeichnet sind, und folgert daraus, daß man es nicht der Unwissenheit der Aegypter, sondern bloß ihrer Willkühr zuschreiben

müsse, daß sie dem Profil einen so ausgezeichneten Vorzug gaben. Uebrigens wünscht er, daß die sechs weiblichen, völlig gleich gebildeten und verzierten weiblichen Büsten so leicht zu benennen und zu deuten wären, wie die vierzehn männlichen Brustbilder mit einem Barte. Die Untersuchung einiger Denkmähler im Besitz des Grafen selbst, vereint mit der ihm von dem Abte Barthelemy geleisteten Beyhülfe, und der Benutzung der königlichen Sammlung von Alterthümern, veranlassen ihn zu der Behauptung, daß dieses Brustbild den Dionysos oder Bacchus, und zwar nicht den indischen, sondern den ägyptischen vorstelle. Der Kopf dieses Gottes, mit einem Auffsatze von drey zusammengefügten Federn, wird daher ein sehr verschiedner und ganz abgesonderter Gegenstand von dem Osiris, welchen die Geschichtschreiber gemeiniglich mit dem Bacchus verwechselt haben. Uebrigens kann man die Idee von dem bärtigen Bacchus, der deswegen Katapogon hieß, am Schluß des dritten, und zu Anfange des vierten Buchs beym Diodor weiter ausgeführt und entwickelt finden.

3.

Die Schuhe oder Fußsocken, welche nicht nur die beyden Priester neben dem Apis, sondern auch die in dem Fache gegenüber neben dem Mnevis haben, sind auch der Bemerkung

des Grafen Caylus nicht entgangen, und scheinen auch ihm eine in ihrer Art einzige Ausnahme zu machen. Nach dem Herodot waren die Schuhe der Aegypter aus Papyrus verfertigt.

4.

Was L. in den Vorderpfoten der Katze im dritten Felde der Tafel, Fig. d. beym Kircher, nicht unwahrscheinlich für ein Sistrum hält, scheint dem Grafen ein Scepter zu seyn. Von dem Sistrum der ersten Figur der Einfassung, und der beym Pignorius zu S. 67. befindlichen größern Abbildung dieses musikalischen Instruments, ist hier indeß die Gestalt etwas verschieden.

5.

Das Laubwerk des Randes zwischen der Einfassung und den drey Feldern möchte ich doch nicht mit L. schlechthin groteskes Laubwerk nennen. Bloß wegen der eingeflochtenen Menschenköpfe, oder Büsten, nennt er es so. Diese sind aber hier doch etwas anders, und regelmäßiger, als in den eigentlichen Grotesken angebracht. Und der Graf Caylus scheint mit Recht zu erinnern, daß die öftere Wiederholung dieser kleinen Büsten, und ihre Anbringung innerhalb der Tafel selbst, Beweise sind, daß sie nicht bloße Verzierungen abgeben sollten, nicht bloß ein Werk der Phantasie waren; ob es gleich sehr schwer, wo nicht gar unmöglich fallen möchte, sie zu deuten.

X.

Kleinere antiquarische Fragmente.

1.

Kariatyden.

Den Ursprung dieser figurirten Säulen meldet Vitruv gleich zu Anfange seines Werks, wenn er ein Exempel anführen will, wie nützlich einem Architekten auch die Kenntniß der Geschichte sey, um von verschiedenen Verzierungen seiner Werke Rechenschaft geben zu können: Carya civitas Peloponnesi, cum Persis hostibus contra Græciam consensit, postea Græci, per victoriam glorioso bello liberati, communi consilio Caryatibus bellum indixerunt. Itaque oppido capto, viris interfectis, civitate deleta, matronas eorum in servitutem abduxerunt. Nec sunt passi, stolas, neque ornatus matronales deponere; uti non uno triumpho ducerentur, sed æterno servitutis exemplo gravi contumelia pressæ pœnas dare viderentur pro civitate. Ideo qui tunc architecti fuerunt, ædificiis publicis designaverunt earum imagines oneri ferendo collocatas, ut etiam posteris nota pœ-

na peccati Caryatium memoriæ traderetur.

Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so werden auch die Karyatiden des Diogenes in dem Pantheon *) dergleichen weibliche, zu Säulen dienende Figuren gewesen seyn; und ich gestehe es, daß ich nichts davon begreife, wenn Herr Winkelmann bey Gelegenheit dieses Künstlers schreibt **):

„Aller Wahrscheinlichkeit nach ist noch eine von den Karyatiden des Diogenes von Athen, welche im Pantheon standen, übrig; sie steht unerkannt in dem Hofe des Pallastes Farnese. Es ist die Hälfte einer männlichen unbekleideten Figur bis auf das Mittel, ohne Arme. Sie trägt auf dem Kopfe eine Art eines Korbes, welcher nicht mit der Figur aus Einem Stücke gearbeitet ist. An dem Korbe bemerkt man Spuren von etwas Hervorragendem, und allem Anschein nach sind es vorgestellte Blätter gewesen, welche denselben bekleidet haben; auf eben die Art, wie ein solcher bewachsener Korb einem Kallimachus das Bild zu einem korinthischen Kapital soll gegeben haben. Diese halbe Figur hat etwa acht römische Palmen, und der Korb drittehalb. Es ist also eine Statue gewesen, die das wahre Verhältniß zu der attischen Ord-

*) Plin. L. XXXVI. c. 5.

**) Geschichte der Kunst, S. 387.

nung im Pantheon hat, welche etwa neunzehn Palmen hoch ist. Was einige Scribenten bisher für dergleichen Karyatiden angesehen haben, zeugt von ihrer großen Unwissenheit."

Hier citirt er des Demontiosii Gallus Romæ Hospes, p. 12., den ich denn nothwendig nachsehen müßte. — Indeß ist mir mancherley in den Worten des Herrn W. sehr verdächtig. Seine Karyatide ist eine männliche Figur; nach dem Vitruv aber stellten dergleichen Säulen nur Weiber vor. Die Männer von Karya hatten alle über die Klinge springen müssen.

So viel muß ich zwar gestehen, daß mir die Erzählung Vitruv's ziemlich fabelhaft scheint. Karya war ein geringer Flecken in dem lakonischen Gebiete; wie konnte dieser sich unterstehen, mit den Persern gemeinschaftliche Sache zu machen? Auch erwähnt kein einziger alter Geschichtschreiber hiervon das Geringste.

Karya, sagt Pausanias *), oder, nach ihm Karyä, war der Diana und den Nymphen geweiht, deren Fest die lacedämonischen Jungfrauen alljährlich daselbst mit feyerlichen Tänzen begingen. Karyatiden heißen daher auch dergleichen zu Ehren der Diana tanzende spartanische Jungfrauen; und solche Karyatiden waren die vom Praxiteles, de-

*) L. III. c. X. p. 230.

ren Plinius *) gedenkt, wie aus der Gesellschaft, in der er sie mit den Mänaden und Thyaden setzt, zu schließen ist.

Harduin hat daher sehr Unrecht, wenn er diese Karyatiden des Praxiteles mit denen des Diogenes für einerley Vorstellungen hält, und bey Gelegenheit dieser in seinen Noten auf sie zurückweist.

Dergleichen tanzende Karyatiden waren auf dem Ringe des Klearch **).

Zusatz des Herausgebers.

Winkelmann redet in einer andern früher herausgegebenen Schrift***) noch umständlicher von den Karyatiden; und diese Stelle, in der Einiges mit der oben angeführten Uebereinstimmendes vorkommt, muß ich vorher mittheilen, ehe ich über beyde, und Lessing's Erinnerungen wegen der letztern, nähere Erörterung geben kann.

*) L. XXXVI. c. 4.

**) S. Plutarch. in vita Artaxerxis, ed. Bryant. T. V. p. 285. Junius de Pictura Veterum, p. 114.

***) Anmerkung über die Baukunst der Alten, Leipz. 1762. 4. S. 57. f.

„Karyatiden, sagt er, auch Atlantes*) und Telamones **) genannt, welche anstatt der Säulen dienten, sieht man an einem Tempel auf einer Münze ***); und in Athen tragen weibliche Figuren die Decke eines offenen Ganges an dem so genannten Tempel des Erechtheus ****). Es hat dieselbe von allen Reisenden Niemand mit demjenigen Verständnisse betrachtet, daß wir belehrt werden können, von was für Zeit dieselben sind: Pausanias meldet nichts von denselben. Die angeführte *****) männliche Karyatide in dem Farnesischen Pallaste ist, wie man vorgiebt, beym Pantheon gefunden worden; und es ist glaublich, daß es eine von denjenigen sey, welche vom Diogenes aus Athen gearbeitet waren, und über dem untern Säulengange in dem Tempel standen; das ist, welche anstatt der zweyten Ordnung Säulen waren. Die jetzige Kornische auf den untern Säulen hat zwar nicht denjenigen Vorsprung, welcher zur Base solcher Figu-

*) Athenæus, Deipnos. L. V. p. 206. lin. 11.

**) Vitruv. L. VI. c. 10.

***) Havercamp Num. Reg. Christ. tab. 19.

****) Pococke's Descript. of the East, T. II. p. 163.

*****) W. hatte nehmlich schon S. 32. dieser Anmerkung dieses Trunks einer vermeynten Karyatide Erwähnung gethan.

ren, wie die gegenwärtige ist, hätte dienen können: man muß aber bedenken, daß dieser Tempel zweymal im Feuer gelitten, und wiederum vom Marco Aurelio und Septimio Severo ausgebauet worden; es muß also inwendig eine große Veränderung vorgegangen seyn. — — — Die attische Ordnung über die untern Säulen, welche ein Werk von wenig vorspringenden Pilastern war *), und vor zwey Jahren barbarischer Weise weggenommen ist, war augenscheinlich der Größe dieses Tempels nicht gemäß: an der Stelle desselben müssen die Karyatiden ehemals gestanden haben. Es trift wenigstens die Maaß der Farnesischen Figur mit der Höhe der attischen Ordnung überein, welche an neunzehn Palmen hat. Diese halbe Figur hat etwa acht Palmen, und der Korb auf dem Kopfe drittehalb. Was einige Scribenten **) bisher für dergleichen Karyatiden angesehen haben, zeugt von ihrer großen Unwissenheit. Eine besondere Art von Karyatiden war in dem Grabmahle der Freygelassenen des Sextus Pompejus ***), wo

*) Conf. Stuckely's Account of a Roman Temple; Phylos. Transact. 1720. Dec.

**) Demontiosf. Gallus Romæ Hospes, p. 12. Nardini Roma, p. 343. ed. 1704.

***) Montfaucon, Antiquité expliquée, T. V. pl. 16. p. 54.

stehende männliche nackte Figuren auf dem Kopfe ein Kapitäl trugen, und mit beyden Händen eine stehende Säule hielten, welche aber nichts zu tragen hatte.

Natürlich mußte L. es widersinnig und auffallend finden, daß Winkelmann, der die Stelle Vitruv's vor Augen hatte und Sprachkenntniß genug besaß, von einer männlichen Karyatide reden, und in dem Bruchstück einer männlichen Figur die Bildung einer solchen zu finden glaubte, die nicht nur ihr Name schon als weiblich andeutet, sondern die auch Vitruv unmittelbar von der oben angeführten Stelle noch ganz ausdrücklich als weiblich angiebt: Si quis ſtatuas marmoreas, mulieres ſtolatas, & quæ Caryatides dicuntur, pro columnis in opere ſtatuerit, & inſuper mutulos & coronas collocaverit, percontantibus ita reddet rationem. Und kaum ist es vollends zu begreifen, wie er diesen Irrthum nach zwey Jahren in seiner Geschichte der Kunst wiederholen konnte.

Eher noch hätte er bey jenem Bruchstück einer männlichen Bildsäule an die Perser denken können, von denen Vitruv unmittelbar nach der Stelle über die Karyatiden ein gleiches Schicksal erzählt, nachdem sie von den Lacedämoniern, unter Anführung des Pausanias in der Schlacht bey Platäa, waren überwunden worden; obgleich der Gebrauch dieser

persischen Bildsäulen an Gebäuden sehr selten gewesen, und kein Ueberrest aus dem Alterthume mehr davon vorhanden zu seyn scheint *).

Aber W. hielt nun einmal die Karyatiden, wie er auch in der zweyten Stelle ausdrücklich sagt, mit den Atlanten und Telamonen für einerley, und dachte nicht an die schon im Namen der erstern liegende Verschiedenheit des Geschlechts, noch an die ausdrückliche Bezeichnung und ganze Erzählung beym Vitruv.

Hätte er diese mehr vor Augen gehabt, so würde er auch jenen Ueberrest einer Statue schon deswegen für keine Karyatide gehalten haben, weil sie einen Korb auf dem Kopfe trägt, aus welchem, seiner eigenen Vorstellung nach, Blätter hervorragen. Von den Karyatiden sagt Vitruv ausdrücklich, daß sie oneri ferendo collocatæ, zur Tragung der Last des obern Theils der Gebäude, oder des Gebälkes, gleich den Säulen, bestimmt gewesen sind; und eben dies war auch bey den Atlanten und Telamonen der Fall. Telamones, sagt Vitruv **), dicuntur a statuariis signa in muris, quæ mutulos vel coronas, aut similia sustinent, quæ Græci ἀτλαντας vocant. Was mutili bey den Gebäuden waren,

*) Vergl. Dr. Stieglitz, Gesch. der Baukunst der Alten, (Leipz. 1792. 8.) S. 320.

**) De Architect. L. VI. c. 9.

erklärt eben dieser Schriftsteller *): Ut e tignorum dispositionibus triglyphi, ita e cantheriorum projecturis mutulorum sub coronis ratio est inventa. Ita fere in operibus lapideis & marmoreis mutuli inclinati scalpturis deformantur, quod est imitatio canteriorum. Die coronæ aber waren, wie bekannt, die auch davon benannten Kornischen oder Karniese.

Eher noch hätte Winkelmann bey dem Reste oder Tronco jener Figur an die Kanephoren (κανηφοροι) oder Statuen denken können, welche Blumenkörbe auf den Häuptern trugen. Aber auch diese waren weibliche Figuren, und wurden wohl nie statt der Säulen gebraucht. Bloß die Nähe des Pantheons scheint ihn also zu seiner nicht gar glücklichen Muthmaßung, und der weitern Ausführung derselben verleitet zu haben.

Mag es übrigens mit der Erzählung Vitruv's von Entstehung der Benennung der Karyatiden für eine Bewandtniß haben, welche es will; genug, die Sache hat ihre Richtigkeit, daß dergleichen Figuren zu Säulen selbst, auch wohl nur zum verzierenden Bildwerke derselben gebraucht worden sind. Das lehren uns die noch davon vorhandenen Beweise, vornehmlich die Karyatiden an dem Pandroseum, einem Theile des

*) Ibid. L. IV, c. 2.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erechtheus-Tempels zu Athen, dessen Gebälk von Karyatiden getragen wird, von denen vier an der Fronte befindlich sind, und an jeder Seite eine steht *). Daß aber die vier hermetischen Säulen eines Merkurtempels auf einer Münze des Kaisers Mark Aurel, in der Sammlung der Königin Christina, welche Winkelmann nachweist, Karyatiden seyn sollten, ist mir noch zweifelhaft; wenigstens erhellt das aus der, ziemlich unbestimmten Kupferabbildung nicht. Haverkamp nimmt sie in seiner Erklärung für vier Atlanten.

In beyden angeführten Stellen, sagt übrigens Winkelmann mit den nehmlichen Worten, daß dasjenige, was einige Scribenten bisher für dergleichen Karyatiden angesehen

*) S. The Antiquities of Athens, T. II. Ch. 2. Pl. XVI—XX. Vergl. Dr. Stieglitz's Geschichte der Baukunst der Alten, S. 310. 330. Nur aus der Anführung des Hrn. von Blankenburg bey der N. A. von Sulzer's allg. Theorie, Art. Karyatiden, kenne ich die eigene Sammlung von Abbildungen dieser Figuren, die Ger. v. Jode in Kupfer gestochen, und unter dem Titel herausgegeben hat: Caryatidum, Termas vocant, sive Atlantidum multiformium, ad quemlibet Architecturæ ordinem accommodatar, Cent. I. 16. Bl.

Bayerische Staatsbibliothek München

haben, von ihrer großen Unwissenheit zeuge. Und hier nennt er den Demontiosius und Nardini.

Demontiosius, oder de Mont-Josieu, handelt in dem zweyten Abschnitte seines ziemlich selten gewordenen Buchs *) von dem Pantheon des Agrippa, und von der Symmetrie der Tempel des Alterthums. Nachdem er sich in Ansehung jenes Gebäudes auf die bekannte Stelle beym Plinius bezogen hat, verweilt er sich gleich Anfangs bey den von diesem Schriftsteller erwähnten Karyatiden. Primum igitur, sagt er, videndum est, quæ essent illæ caryatides ab autore nostro celebratæ, & ubi sitæ essent. Tum, si quæ earum supersint hodie vestigia. Existimarunt recentiores artifices, caryatides ab antiquis pro columnis tantum oneri ferendo factas fuisse, & omnes eodem modo positas. Ideo cum Pantheum omne diligenter oculis perlustrassent, his Plinii verbis admoniti, nec tamen ulla vestigia earum odorari possent, sed ne locum quidem reperire, cui olim insistere potuissent, rem ultra non promoverunt. At viris doctis suboluerat, caryatidum non unum tantum genus fuisse; sed defuere illis exempla. Accidit forte,

*) Gallus Romæ Hospes, Romæ, 1585. 4.

wird nicht von ihm gesagt, daß er das Pantheon erbauet, sondern nur, daß er es verziert habe: Agrippæ Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis. Aber daß diese Verzierungen so tief am Fuße des Gebäudes sollten angebracht gewesen seyn, ist doch nicht wahrscheinlich; ob man gleich die Worte des Plinius: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata, mit Unrecht auf die Karyatiden gezogen hat *). Winkelmann selbst macht sie zur zweyten Säulenreihe; aber doch nur, so viel ich sehe, aus bloßer Vermuthung. Montfosieu denkt sich die Karyatiden an dem Fußgesimse (stylobates) der Säulen, des ehedem, seiner Meynung nach, tiefern **) und zum Theil verschütteten Tempelgebäudes. Totam autem altitudinem, sagt er, quæ intercepta fuerat, ita commode distribui posse visum

*) Vergl. Ridolf. Venuti Descrizzione Topogr. delle Antichità di Roma, T. II. p. 72. 74.

**) Piranesi aber (T. I. p. 11.) behauptet das Gegentheil. Vergl. Venuti, am angeführten Orte, S. 74. Hingegen sagt Sandrart in seiner deutschen Akademie, Th. I. S. 22, man habe damals, als er in Rom gelebt, von der Erde in acht bis zehn Staffeln in diesen Tempel hinunter steigen müssen.

est, si stylobatis columnarum templi cum coronice & basi dentur palmi tredecim: ut inter coronicem & basin relinquantur pro singulorum stylobatarum altitudine palmi deni, & pro latitudine seni. Hic olim collocatæ fuerunt caryatides, ad templi speciem ornandam, inde imperitorum manibus revulsæ fuerunt. Nunc igitur pristinum locum repetite, caryatides! Die Abbildung, die er von einer dieser vermeynten Karyatiden hinzufügt, scheint in der That seine Vermuthung eher zu bestätigen als zu widerlegen, wenigstens ihn der großen Unwissenheit nicht schuldig zu machen, die ihm Winkelmann vorwirft.

Noch unschuldiger aber kommt Nardini dazu, diesen Vorwurf theilen zu müssen. Er führt die Meynung des Mont-Josien nur an *), ohne ihr jedoch im Ganzen beyzustimmen: Ingeniosa quidem, fateor, sagt er, & erudita hæc conjectura est, veruntamen suis non carens difficultatibus. Aus architektonischen Gründen ist es ihm unwahrscheinlich, das die Karyatiden an dem Würfel des Fußgesimses der untern Säulenreihe sollten befindlich gewesen seyn. Hingegen glaubt er,

*) Roma Vetus, L. VI. c. 4. in Thes. Gronov. T. IV. p. 1268. ss.

der mittlere Theil des Tempels habe vielleicht eine, den Göttern der Unterwelt gewidmete Vertiefung gehabt, in welche man hinabgestiegen sey, und hier hätten sich vielleicht an der sie umgebenden Mauer oder Säulenreihe die Karyatiden befinden können. Uebrigens setzt er noch hinzu, daß jene angeblichen Basreliefs weiblicher Figuren vielleicht eben die wären, die zur Zeit des Nardini im zweyten Hofe des Farnesischen Pallastes, nach der Via Julia zu, neben der Thür, an die Wand gestellt waren.

Die Verzierung an dem Grabmahl der Freygelassenen des Sextus Pompejus, beym Montfaucon, welche Winkelmann in der zweyten Stelle zuletzt erwähnt, kann gar nicht zu den Karyatiden, sondern eher zu den Persern oder Atlanten gerechnet werden; denn es sind, wie er selbst bemerkt, gleichfalls männliche Figuren.

Sehr wahr erinnert endlich Lessing, daß man bey denen Karyatiden, welche Plinius unter die Arbeiten des Praxiteles zählt, nicht an die architektonische Anwendung ihrer Figuren, sondern an die Nymphen und Priesterinnen der Diana denken muß; welche Göttin selbst Karyatis genannt wurde, wie Pausanias in der oben angeführten Stelle bemerkt. Und Plutarch sagt ausdrücklich, daß tanzende Karyatiden in den Ring des Klearch eingegraben waren.

Das Einzige will ich hier nur noch anmerken, daß es noch zweifelhaft ist, ob Vitruv die kleine Stadt Karya im lakonischen Gebiete, oder eine andere dieses Namens meyne, die in Arkadien, und von diesem Gebiete nicht weit entfernt lag. Dieser letztern wird beym Pausanias und Livius gedacht; und Skaliger*) findet es wahrscheinlicher, daß diese gemeynt sey, weil die in Lakonien eigentlich keine Stadt, sondern nur ein Tempel der Diana gewesen wäre.

In den Osservazioni Istorico-Architettoniche sopra il Panteon; in Roma 1791. 4. führt der Verfasser derselben, Herr L. Hirt zu Rom, S. 9. die beyden Stellen des ältern Plinius an, worin er der Verdienste des Agrippa um das römische Pantheon erwähnt, und versteht dieselben vornehmlich von den innern Verzierungen desselben durch Werke der Bildhauerey, ob er gleich auch die Erbauung selbst, besonders wegen der noch bestimmtern Nachricht des Dio Cassius, dem Agrippa beygelegt. Nachdem er gezeigt hat, daß dieses Gebäude vorzüglich zum Göttertempel bestimmt gewesen sey, untersucht er dessen ursprüngliche Beschaffenheit. Und hier macht er es höchst

*) Animadverſ. ad Euſebii Chron. p. 20. Vergl. Cellarii Notitia Orbis Antiqui, p. 793. ed. Cantabr.

wahrscheinlich, daß die Karyatiden mit zur innern Verzierung dieses Gebäudes gehört haben, und auf den Säulen befindlich gewesen sind, wie ihm der Ausdruck in columnis anzudeuten scheint.

Plinius bemerkt anderswo *), daß die im Pantheon befindlichen Säulen Kapitäler aus syrakusischem Erze gehabt haben. Von diesen Kapitälern ist keins mehr vorhanden; und von den jetzt noch vorhandenen Säulen befinden sich nur ihrer zwey zu den Seiten der großen Nische in der Mitte, die so stehen, daß gar wohl Karyatiden auf ihnen befindlich seyn konnten. Die übrigen Säulen stehen zwey bey zwey in den sechs andern großen Nischen, um die rings um die runde Wölbung des Gebäudes laufende Vertäfelung stützen zu helfen. Es läßt sich indeß nicht entscheiden, ob auch die Säulen vom Agrippa sind errichtet worden. Da sie indeß keine Kapitäler aus Bronze mehr haben, so ließe sich leicht vermuthen, daß auch diese, so wie jene, von einer der Feuersbrünste unter dem Titus und Trajan zu sehr gelitten hätten, und daß daher die heutigen Kapitäler vom Domitian oder Hadrian wären hinzugefügt worden. Ihre Arbeit gehört zu den besten und vorzüglich gut erhaltenen Werken des Alterthums. Herr Hirt vermuthet, daß

*) L. XXXIV. c. 3.

die sechs, jetzt verkleideten Nischen ursprünglich offen waren, und daß die Säulen, wie das in den mittlern Nischen noch der Fall ist, an beyden Seiten derselben angebracht gewesen sind, folglich die attische Ordnung dabey nicht Statt gefunden hat. Unter den Gründen, die er für diese Vermuthung anführt, ist auch einer von den beym Plinius erwähnten Karyatiden hergenommen. Es scheint ihm einleuchtend zu seyn, daß diese Karyatiden keine Basreliefs gewesen, die eine zweyte Ordnung ausgemacht und zu Pilastern gedient hätten; weil Plinius in der Stelle, wo er ihrer gedenkt, bloß von runden Figuren, oder von Statuen redet. An der mittlern, dem Eingange gegenüber befindlichen Nische, glaubt er an den zu beyden Seiten hervortretenden Säulen zu sehen, auf welche Art anfänglich alle Säulen angebracht waren, und wie es möglich gewesen, daß darauf Karyatiden stehen konnten, ohne daß dadurch die Harmonie des Ganzen gestört wurde.

Die ganze Idee dieses geschickten Alterthumsforschers wird durch die zweyte Figur der dritten, dieser Abhandlung beygefügten Kupfertafel noch deutlicher, wo die ganze vorausgesetzte innere Verzierung des Pantheon, in seiner ursprünglichen Gestalt abgebildet ist. Man sieht hier die großen Nischen offen, mit darin befindlichen Statuen, und auf den vorspringenden

Säulen die Karyatiden, oben frey stehend, angebracht.

2.

Dioskorides.

Ein berühmter griechischer Künstler in Edelsteinen, zu den Zeiten des Augustus. Denn der Siegelring, dessen sich dieser Kaiser zuletzt bediente, war von seiner Arbeit. Wenn alle die Stücke von seiner Hand sind, die ihm die Kenner zuschreiben; so muß er alt geworden und erst unter dem Tiberius gestorben seyn. Stosch in seinem bekannten Werke bringt sieben Steine von ihm bey, an welchen allen die Kunst ganz vortrefflich ist. Nehmlich, zwey Köpfe des Augustus, einen in jüngern, den andern in ältern Jahren; beyde mit einem Bart. Hieraus aber schließe ich, daß es keine Köpfe des Augustus sind. Ferner einen Kopf des Mäcenas; einen Merkur; einen Diomedes mit dem Palladium; einen Perseus; und einen Herkules, der den Cerberus bindet.

Seinen Namen schreibt er auf seinen Steinen selbst: Dioskurides (Διοσκουριδης); und so fand ihn auch Lävinus Torrentius in verschiedenen Handschriften des Sueton geschrieben. Diejenigen Steine also, auf wel-

chen man ΔΙΟΣΚΟΡΙΔΟΥ mit Auslassung des Υ lieset, sind für untergeschoben zu halten; wie sie sich denn auch schon durch die unzierlichen Buchstaben selbst verrathen, die dieser Künstler sehr gleich und schön zu graben pflegte *). Er brauchte die Vorsicht, ihren Umriß erst mit tiefen Punkten anzugeben, welche an den äußersten Spitzen derselben noch jetzt sichtbar sind.

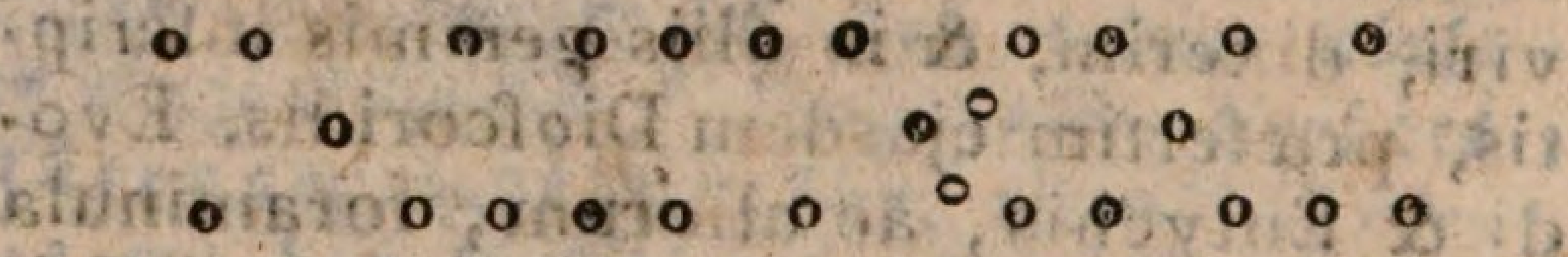
Peirescius, den Bagarre diese Punkte bemerken ließ, vermuthete, daß es Löcher zu Stiften wären, mit welchen man kleine metallene Buchstaben darin befestigt hätte. Cum aliquibus, sagt Stosch **), in Inscriptione foraminulis, quæ ex Peirescii sententia, ut habet Gassendus in ejus vita, extantes ex metallo aliquo literas clavis retinebant. — Sed pace Peirescii, tanti viri, dixerim, & in aliis gemmis inscriptis, præsertim ejusdem Dioscoridis, Evodi & Eutychis, ac aliorum, foraminula illa, si attentius oculoque armato inspiciantur, invenire est; quamobrem putaverim, ad literas distribuendas, recto ac æquo ordine aptandas, in uniuscujusque earum extremitate scalptores efformasse, atque ii, qui hoc artificium prætermisere, inæquales ac inelegantes, ut in plu-

*) Gemmæ antiquæ cælatæ Stoschii, p. 32. 34.

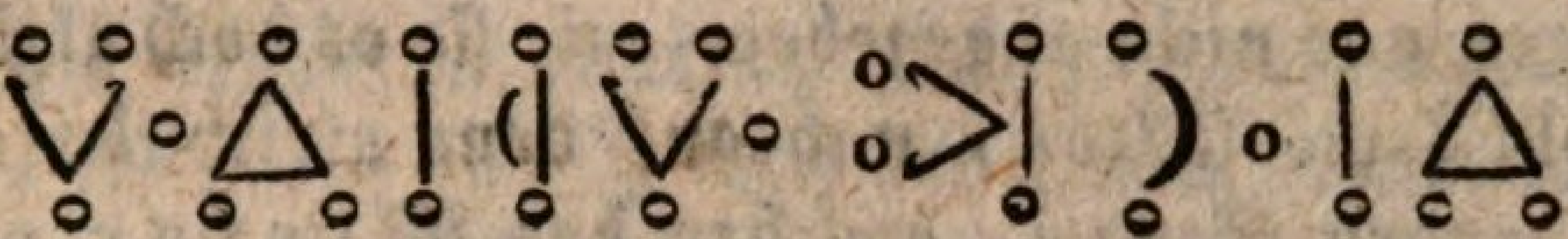
**) Ibid. p. 36.

ribus aliis gemmis obſervatur, inſculpſerunt. — Stoſch hat ohne Zweifel Recht. Ich will indeß doch die Stelle des Gaſſendus ſelbſt anführen, weil ich eine Frage dabey zu thun habe, und die Vermuthung des Peireſcius demungeachtet ſinnreich, und bey andern ähnlichen Fällen, an größern Kunſtwerken, beſonders an Gebäuden anzuwenden iſt:

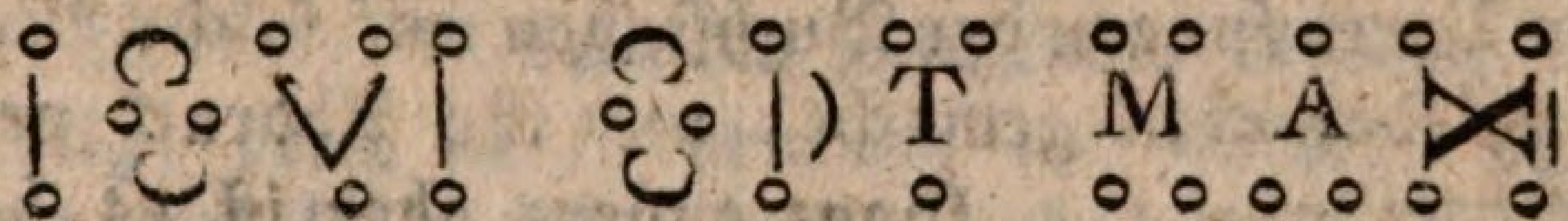
Qui vero inter cetera Bagarrius illi oſtendit Amethyſtum perelegantem, in qua cælatus Solonis vultus, celebris illius Dioſcoridis, Auguſti cælatoris, manu; ideo cepit anſam edocendi ipſum, quidnam ſibi vellent foraminula in Inſcriptione, quam oſtendit in ectypo, obſervata hac ſerie:



Ediſſeruit enim eſſe forulos, in quos fuiſſent inſerti clavi continentes græcas ex metallo literas, quæ cælatoris illius, ſeu *ΔΙΟΣΚΟΥΡΙΔΟΥ* exprimerent nomen: ſed ordine retrogrado, ut proprium eſt cælaturarum ectyporumque. Id autem manifeſtum fecit, ubi depictis in alba charta, ut mox eſt factum, foraminulis, lineas interduxit, quæ eas literas in hunc modum exprimerent:



Sic se interpretatum dixit foramina quædam, quæ visebantur Assisii in antiquo, nescio quo templo. Cum enim nemo dicere posset, ecquid illa significarent, divinavit ipse, inscriptionem esse, seu dedicationem factam JOVI OPT. MAX. idque demonstravit per lineas foramina sic connectentes:



Sic speravit se interpretaturum seriem quandam foraminum Nemausensis Basilicæ, quam Quadratam Domum appellant; ubi ectypum obtinuisset *).

Meine Frage ist diese: Sind auf dem Steine des Dioskorides, von welchem die Rede ist, nur die bloßen Punkte sichtbar? oder sind sie auch wirklich durch ihre gehörigen Linien mit einander verbunden? Aus der Erzählung des Gassendi sollte man das Erstere schließen; aus dem Stoschischen Kupfer aber erhellt das Letztere. Auf diesem sind die Buchstaben völlig ausgedrückt, und die Punkte hin-

*) GASSEND. de Vita PEIRESCHII, L. II. p. 90. ed. Quedlinb. 1706. 8.

gegen gar nicht angegeben, wie sie es doch gleichwohl seyn sollten, und auf dem gleich darauf folgenden Steine, welcher den Merkur vorstellt, geschehen ist. Sind sie aber, diese Punkte, wirklich verbunden, so brauchte es Bagaris nicht erst vom Peirescius zu lernen, wie sie zu lesen waren. Peirescius konnte nur davon Gelegenheit genommen haben, seine Meynung über den Gebrauch derselben zu sagen. Allein bey einem eingeschnittenen Steine kann dieser Gebrauch gar nicht Statt finden; indem die Vertiefungen der Buchstaben auf solche Weise wieder eben gemacht, und ihr Abdruck verhindert würde. Ganz anders aber ist es bey größern Kunstwerken, besonders an Gebäuden, an welchen die Aufschrift aus großen metallenen Buchstaben bestand, die neben einander in der Mauer befestigt waren. Wo diese Buchstaben hernach weggerissen werden, da ist es möglich, sie aus den zurückgelassenen Löchern zu errathen; und das war es, worauf Peirescius bey dem alten Tempel zu Assisi glücklicher Weise fiel.

Sonst könnte man über die Stelle des Gassendi noch anmerken, daß er den Dioskorides nicht cælatorem, sondern scalptorem, hätte nennen sollen. Denn, es sey nun, daß man cælatura und scalptura entweder mit dem Quintilian *) nach den Materien, in

*) L. II. cap. ult.

welche beyde arbeiteten; oder, mit dem Aldus Manutius*) nach der Form unterscheide: so ist die Arbeit eines Dioskorides doch niemals cælatura. Nach dem Quintilian nicht, weil diese bloß in Metallen, nicht aber in Holz und Steinen Statt findet; nach dem Manutius nicht, weil cælatura bloß erhabene, getriebene, halbrunde Arbeit bezeichnet; vertiefte Arbeit aber, so wie ganz runde, allein der scalptura zukommt. Was man aus der Varronischen Ableitung des Wortes cælum von cavum **) dagegen einwenden könnte, ist nichtig; denn die Bedeutung der Wörter muß nicht nach ihrer Ableitung, sondern nach ihrem Gebrauche bestimmt werden.

Selbst die Stelle des Apulejus ***) wo er von des Pyrgoteles Bildnissen Alexanders, welche in Edelstein waren, cælamen, cælamine excludere, braucht, kann den Gassendi nicht entschuldigen. Denn aus der Folge sieht man, daß Apulejus nicht vertiefte, sondern erhabene Bildnisse meynt, indem er sie toreumata nennt. Dergleichen aber sind die Kunstwerke des Dioskorides nicht, und vielleicht waren es auch die Arbeiten des Pyrgoteles nicht. Denn es ist sehr wahrschein-

*) De Quæsitis per epistolam, L. III. ep. 9.

**) L. IV. de Lingua latina, ex ed. Stephani, p. 5.

***) Floridor. L. I. p. m. 10.

lich, daß es Apulejus eben so wenig verstanden hat, als Gassendi, sich über solche Dinge gehörig und eigentlich auszudrücken.

Zusatz des Herausgebers.

Von den Lebensumständen des Dioskorides oder vielmehr Dioskurides, ist uns nichts weiter, als bloß sein Zeitalter bekannt. Wegen der beym Stosch vorkommenden geschnittenen Steine dieses Künstlers, bemerke ich nur, daß der Eine Kopf des Augustus, Nr. 25, den Stosch für einen Amethyst angiebt, in einen Granat geschnitten ist, wie Mariette*) auf die Anzeige des Herrn v. Thoms zu Leyden, erinnert, der diesen Stein mit den übrigen Gemmen und kleinen Statuen des Kardinals Massimi an sich gekauft hatte. Stosch machte die Beschreibungen nicht nach den Originalen, sondern nach Pasten; und hier täuschte ihn, in Ansehung des Materiellen der Steine, zuweilen sein Gedächtniß. Den Kopf des Mäcen wollte er in der Folge lieber für ein Bildniß des Cicero halten **).

Daß dieser Künstler noch unter dem Tiber gelebt habe, schließt man aus einer Gemme,

*) Traité des Pierres gravées, T. I. p. 333.

**) S. Gori Mus. Florent. T. II. tab. XXXI. n. 2.

die Fulvius Ursinus ehedem besaß, worauf sich der Kopf des Augustus mit einer Strahlenkrone befindet, welches schon seine Apotheose vorauszusetzen scheint. Auch giebt es zwey Achaten mit dem Kopfe Tiber's selbst, einen zu Paris, und den anderen zu Wien, welche man dem Dioskorides beyzulegen geneigt ist. Der Kopf des Kaligula hingegen, den der englische Maler Jenkins besaß, ist zwar mit dem Namen dieses Künstlers bezeichnet, aber wohl gewiß nicht von ihm. So ist auch die Vermuthung des Zanetti nicht wahrscheinlich, daß die Buchstaben *ΔΙΟ* auf einer Gemme, welche einen der Titanen vorstellt, den Namen des Dioskorides andeuten sollten, weil die Manier von der seinigen ganz verschieden ist *).

Die Buchstaben, mit welchen der Name des Dioskorides auf die ihm mit Grunde beyzulegenden Steine eingegraben ist, haben allerdings eine vorzügliche Regelmäßigkeit und Eleganz. Ueberhaupt aber waren dies Eigenschaften, welche die griechischen Steinschneider nicht leicht vernachläßigten. Auch Mariette bemerkt, daß die runden Punkte an den Enden der Striche dieser Buchstaben auf mehrern an-

*) Dactylioth. Zanett. Tab. XXXIII. Vergl. Winkelmann, Descr. des Pierres gravées du Cabinet du feu Bar. de Stosch, p. 339.

tiken Gemmen vorkommen, und mit zu den wahrscheinlichen Beweisen der Aechtheit gehören. Auch er gedenkt der Vermuthung des Peiresc, dessen Meynung er jedoch so versteht, daß jene Punkte bestimmt gewesen wären, kleine Golddräthe, die man der Gemme eingelegt, oder inkrustirt hätte, zu fassen und festzuhalten. Mariette tritt indeß so wenig, wie Stosch, dieser Meynung bey. Er sieht in diesen Punkten an den Enden der Buchstabenstriche nichts weiter, als was man, wie bekannt, auch an den Umschriften fast aller griechischen Münzen wahrnimmt; also bloß Punkte, womit man sich die Stellung und Richtung der Buchstaben im Voraus andeutete, ehe man die Striche zog, die nun mehr Bestimmtheit und Gleichförmigkeit erhielten.

Lessing's hierbey aufgeworfene Frage setzt voraus, daß der Stein Nr. 27. beym Stosch der nehmliche sey, von welchem in Gassendi's Leben des Peiresc die Rede ist. Und freylich scheint sich dies sowohl aus dem, was Stosch darüber sagt, als aus der Vergleichung des Mäcens beym Stosch, mit dem Kopfe desselben im Mariette, Th. II. Taf. 49. zu ergeben. Sowohl jener als dieser, oder vielmehr dieser Eine nehmliche Stein, ist jetzt in der königlichen Sammlung zu Paris; und von dem, welchen Bagarris dem Peiresc zeigte, sagt Stosch gleichfalls: in Regium Cimelium

migravit. Und doch nennt er diesen unmittelbar vorher nur similem imaginem; wenn dies anders nicht auf die eben vorher gedachten Köpfe gehen soll. Sind sie nun aber nur Ein Stein; dann fragt es sich freylich: woher kam es, daß Peiresc, wie die Stelle beym Gassendi ausdrücklich sagt, bloß die Punkte oder Löcher für die Buchstaben sah; und daß jetzt der Name, der Abbildung beym Stosch und Mariette zufolge, völlig ausgeführt darauf befindlich, und von den Punkten keine Spur übrig ist? Vielleicht, daß Bagarris die Buchstaben vollendete und die Striche zwischen die Punkte, und mit in dieselben hinein zog. Daß sie auf dem Kupfer nicht anzudeuten sind, wäre dann kein Wunder; zumal, da man diese Punkte, wie Stosch bemerkt, gemeiniglich nur mit angestrengter Aufmerksamkeit und mit bewaffnetem Auge entdecken kann. An dem Merkur (Nr. 28.) sind sie indeß sehr auffallend sichtbar.

Aber die Gemme beym Gassendi ist ein Kopf des Solon; und die beym Stosch und Mariette ein Kopf Mäcens! — Demungeachtet kann es Eine Gemme seyn, und ist es auch höchst wahrscheinlich; denn was Bagarris und Peiresc für einen Solonskopf nahmen, wurde von ihnen und mehrern deshalb dafür genommen, weil es andere Gemmen mit eben dem Kopfe gab, welche die Beyschrift ΣΟΛΩΝΟC hatten. Diese nahm man für Namensangabe

des Kopfes, nicht des Künstlers, des bekannten Steinschneiders Solon, der ein Zeitgenosse des Dioskorides war und sich gleichfalls zu Rom aufhielt. Stosch setzt zu dieser Berichtigung hinzu, daß der Irrthum durch den Herzog von Orleans zuerst entdeckt sey; und Baudelot hat ihn in einer eigenen Abhandlung *) umständlich gerügt und widerlegt.

3.

Grottesken.

Pignorius **) leitet sie von der unförmlichen Zeichnungsart der Aegypter her, dergleichen auf der Isischen Tafel vorkommt:

Ex his imperitis delineationibus non male quorundam ſententia apud Plinium confirmatur, linearem picturam Philoclis Aegyptii inventum eſſe; cum hisce convenire videatur, quod de infantia picturæ narrat Aelianus, adeo indocte pictores tunc temporis penicillum tractaſſe, ut adſcribere nomina rerum neceſſe habe-

*) Réflexions ſur le prétendu Solon, dont on trouve le nom ſur quelques pierres gravées antiques. S. Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. T. II. p. 406. éd. d'Amſt.

**) Menſa Iliaca, p. 13. ed. Friſ.

rent. Digna res utique, quam & Thebani pecunia mulctarent. Et hinc primum manasse censeo ego picturas illas, quas Vitruvius tantopere exagitat, quasque nostri in cryptis Romæ inventas Grottesche appellarunt & avide arripuerunt.

Allein die Grottesken, welche Vitruvius so sehr tadelt *), waren eine Erfindung der Maler seiner Zeit, und mehr das vorsetzliche Werk einer ausschweifenden Einbildungskraft und eines übeln Geschmacks, als Nachahmung ägyptischen Styls.

Ich wüßte auch nicht, was die Künstler zu Vitruvs Zeiten hätte bewegen können, den ägyptischen Styl nachzuahmen. Der ägyptische Aberglaube hatte damals noch keinen so allgemeinen Beyfall unter den Römern gefunden, daß die durch denselben eingeführten Figuren die Kunst hätten verderben können.

*) L. VII. c. 5.

Zusatz des Herausgebers.

Da dieser Gegenstand schon so oft, und erst neuerlich in verschiednen eignen lesenswürdigen Schriften *) behandelt ist; so schränke ich mich hier nur auf ein paar Anmerkungen ein, die auf das Vorstehende nähere Beziehung haben.

Pignorius ist nicht der einzige, der die Manier dieser Verzierungsart aus dem herrschenden Styl der ägyptischen Kunstwerke, und der in denselben gewöhnlichen Mischung von Gegenständen aus allen drey Naturreichen hergeleitet hat. Diese Vermuthung ist vor und nach ihm mehrmals vorgebracht worden. Einige sind sogar so weit gegangen, die so bunschekkige Zusammensetzung der Grottesken der Alten für geheimnißvolle ägyptische Bilderschrift zu nehmen.

So lange sich indeß kein ägyptisches Kunstwerk von ausgemachter früher und einländischer Entstehung aufweisen läßt, auf welchem diese Ver-

*) Ueber die Arabeske, von Hrn. A. Riem, in der Monatsschrift der Berl. Akademie der Künste, B. I. St. 6. u. f. — Von Arabesken, im Deutschen Merkur v. J. 1789. B. I. S. 120. f. f. — Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken; Leipz. 1790. 8. — Ueber die Grotteske; Einladungsblätter von J. D. Fiorillo; Gött. 1791. 8.

zierungen vorkommen *); so lange bleibt jene Meynung bloß Vermuthung, und verträgt keine weitere Ausdehnung, als auf die Veranlassung der spätern römischen, vielleicht auch schon griechischen Künstler zu dieser Idee durch den öftern Anblick ägyptischer, besonders hieroglyphischer Vorstellungen. Wäre das Alter und der einheimische ägyptische Ursprung der Isischen Tafel völlig ausgemacht; so würde der kleinere umherlaufende Rand derselben wenigstens ein Beweis scheinen können, daß Laubwerk mit Grottesken untermengt, den ägyptischen Künstlern nicht fremd gewesen sey; aber doch nur in dem Falle, wenn man diese Köpfe für bloße Verzierungen annehmen dürfte, welches sie doch nicht zu seyn scheinen.

Zwar scheint die Stelle beym Vitruv dawider zu seyn, wenn man mit L. annimmt, daß der darin geäußerte Tadel dieses Schriftstellers eine Gattung von Verzierungen treffe, die vor seiner Zeit sowohl in Zeichnungen, als Gemälden und andern Bildwerken, ganz fremd und unerhört war. Das scheint aber in Vitruv's

*) Sulzer, der die ägyptische Entstehung der Grotteske nicht unwahrscheinlich findet, setzt hinzu, daß der, nicht sehr zuverlässige, Reisebeschreiber Lucas erwähne, er habe solche in alten ägyptischen Ruinen wirklich angetroffen. (Allg. Th. Art. Grotteske.)

Worten nicht zu liegen, und würde auch den wirklich vorhandenen frühern Spuren dieser Verzierungsart auf hetrurischen und griechisch-römischen Kunstwerken widersprechen. Sondern er eifert nur wider den Mißbrauch und die unbegränzte Uebertreibung dieser Zierathen, die man aus Liebe zur Neuheit immer mehr ins Unnatürliche spielte. Auch scheint er hauptsächlich die Eingriffe zu tadeln, welche man mit diesen Malereyen in das Gebiet und die Regeln der edeln und reinen Baukunst that, wie davon einige der herkulanischen Gemälde Beweise geben, auf welchen man Vorstellungen findet, die ganz mit den vom Vitruv gerügten Widersinnigkeiten übereinstimmen *).

Unbekannt waren die Römer zu Vitruv's Zeiten mit der ägyptischen Kunst gewiß nicht; selbst der Isisdienst, und mehrere ägyptische Religionsgebräuche waren dort schon früher aufgenommen worden; und wenn das alles auch nicht wäre, so hätten doch die Römer diesen Geschmack zunächst von den Hetruriern, oder auf einem andern Wege, erhalten können.

*) S. hierüber Herrn Fiorillo's angef. Abhandlung, S. 8.

4.

Ueber den Mängel des antiquarischen Studiums.

Das Studium des Antiquars ist ein sehr armseliges Studium! Wie viel Ungewißheit, auch da, wo er nichts als Untrüglichkeit zu erblicken glaubt! Er sieht z. B. eine alte Statue, aus welcher er nicht weiß was er machen soll. Doch endlich entdeckt er eine Aufschrift darauf; und nunmehr scheint ihm nichts gewisser zu seyn, als daß die Statue wirklich das ist, was die Aufschrift von ihr besagt.

Als ob nicht auch die Alten aus Unwissenheit, aus Kinderey, und wer weiß aus was sonst noch für Ursachen, falsche Aufschriften hätten machen können! Nur ein paar Beyspiele hiervon.

Als P. Clodius das Haus des vertriebenen Cicero niederreißen, und den Platz der Göttin der Freyheit heiligen lassen; was sagt Cicero von dem daselbst aufgerichteten Bilde dieser Göttin *)?

;,Eumne potissimum Libertas suo domo debuit pellere, qui nisi fuisset, in servorum potestatem civitas tota venisset? At unde inventa est ista Libertas? quaesivi enim diligenter. Tanagraea quaedam

*) Or. pro domo sua, c. 43.

meretrix fuiſſe dicitur. Ejus non longe a Tanagris ſimulacrum e marmore in ſepulcro poſitum fuit. Hoc quidam homo nobilis, non alienus ab hoc religioſo Libertatis ſacerdote, ad ornatum ædilitatis ſuæ deportavit. Etenim cogitarat omnes ſuperiores muneris ſplendore ſuperare. Itaque omnia ſigna, tabulas, ornamentorum quod ſuperfuit in fanis & communibus locis, tota e Græcia atque inſulis omnibus, honoris populi Romani cauſa, ſane frugaliter domum ſuam deportavit. Is poſteaquam intellexit, poſſe ſe, interverſa ædilitate, a L. Piſone conſule prætorem renuntiari, ſi modo eadem prima litera competitorem habuiſſet aliquem: ædilitatem duobus in locis, partim in arca, partim in hortis ſuis collocavit: ſignum de buſto meretricis ablatum iſti dedit, quod eſſet ſignum magis iſtorum, quam publicœ libertatis. Hanc deam quisquam violare audeat, imaginem meretricis, ornamentum ſepulcri, a fure ſublatum, a ſacrilego collocatum?

Was in Griechenland die Bildſäule einer Buhlerin war, ward in Rom eine Göttin der Freyheit.

Ich merke bey dieſer Stelle noch an, daß Figrelius (de Statuis illuſtr. Romanor.

c. 1. p. 2.) daraus erweisen will, daß die Wörter: signum, simulacrum und imago als gleichbedeutend gebraucht worden. Allein, es ist falsch. Signum ist zwar das allgemeine Wort; allein simulacrum und imago wird nur in so fern von dem signo gesagt, als dieses eine gewisse Person wirklich vorstellt, und nicht bloß anzeigt; wie hier die tamagräische Buhlerin. Das Ikonische macht das signum zum simulacrum und zur imago; und diesen Unterschied hat Figrelius gar nicht angemerkt.

Ein zweytes Beyspiel dieser Art ist das Verfahren der Einwohner von Rhodus, wider welches Dio Chrysostomus in einer ganzen Rede geeifert hat *).

*) Nehmlich in der 31sten Rede, *Ροδιακος*. (Ed. Reisk. T. I. p. 565.) Aus Geiz, und weil sie der Statuen schon genug zu haben glaubten, begingen nehmlich die Rhodiser die Unart, wenn sie Jemanden die Ehre einer Bildsäule bewilligten, keine neue setzen zu lassen, sondern von irgend einer alten die Inschrift wegzunehmen, und eine neue in deren Stelle zu setzen. Vergl. Figrelius l. c. p. 238. ff. wo auch mehrere Beyspiele dieser Art angeführt werden. Dergleichen geschah entweder mit Vorsatz, oder aus Unwissenheit. Mit Absicht, wie in dem eben gedachten Falle. So wurden

auch zuweilen Namen berühmter Männer in die Stelle der Götternamen gesetzt, und umgekehrt. Auch veranlaßte die Schmeicheley zuweilen diese Vertauschung, wenn man z. B. die Bildsäulen der Kaiser mit Götternamen bezeichnete. Von der Unwissenheit, aus welcher Mumnius den Statuen falsche Inschriften geben ließ, werden von eben dem Dio Chrysostomus verschiedene Beyspiele angeführt †). — Man sieht aus dem allen, wie unsicher die Angaben der, auf diese Weise oft umgeänderten, oft erst spät hinzugesetzten, Namen auf Bildsäulen, Hermen, Büsten und geschnittenen Steinen sind. Und möchte dies nur der einzige Umstand seyn, der das Studium des Alterthumsforschers schwankend und unsicher macht!

†) In Orat. Corinthiaca, c. 37.

Briefe,
antiquarischen Inhalts,

Αγωισμα μαλλον ἐς το παραχρημα ἀκȣειν ἠ κτημα ἐς ἀει —

Erster Theil.

Vorbericht.

Diese Briefe waren Anfangs nur bestimmt, einem wöchentlichen Blatte einverleibt zu werden *). Denn man glaubte, daß ihr Inhalt keine andere, als eine beyläufige Lesung verdiene.

Aber es wurden ihrer für diese Bestimmung zu viel; und da die Folge den Inhalt selbst wichtiger zu machen schien, als es bloße Zänkereyen über mißverstandene Meynungen dem

*) Die ersten dieser Briefe wurden auch wirklich in der hamburgischen neuen Zeitung vom J. 1768 zuerst abgedruckt. E.

Publico zu seyn pflegen: so ward geurtheilet, daß sie als ein eigenes Buch schon mit unterlaufen dürften.

Die Abschweifungen, welche der Verfasser mit seiner Rechtfertigung verbunden, werden wenigstens zeigen, daß er nicht erst seit gestern mit den Gegenständen derselben bekannt ist. In der Fortsetzung, welche der Titel verspricht, hoft er noch mehr einzelne Anmerkungen los zu werden, von denen es immer gut seyn wird, daß sie einmal gemacht worden.

Wem sie allzu klein, allzu unerheblich vorkommen sollten, für den, dünkt ihn, ist wohl das ganze Fach nicht, in welches sie gehören.

Noch erwartet man vielleicht, daß er sich über den Ton erkläre, den er in diesen Briefen genommen. — Vide quam ſim antiquorum hominum! antwortete Cicero dem lauen Atticus, der ihm vorwarf, daß er sich über etwas wärmer, rauher und bitterer ausgedrückt habe, als man von seinen Sitten erwarten können.

Der schleichende, süße Complimentierton schickte sich weder zu dem Vorwurfe, noch zu der Einkleidung. Auch liebt ihn der Verfasser überhaupt nicht, der mehr das Lob der Bescheidenheit, als der Höflichkeit sucht. Die Beschei-

denheit richtet sich genau nach dem Verdienste, das sie vor sich hat; sie giebt jedem, was jedem gebühret. Aber die schlaue Höflichkeit giebt allen alles, um von allen alles wieder zu erhalten.

Die Alten kannten das Ding nicht, was wir Höflichkeit nennen. Ihre Urbanität war von ihr eben so weit, als von der Grobheit entfernt.

Der Neidische, der Hämische, der Rangsüchtige, der Verhetzer, ist der wahre Grobe; er mag sich noch so höflich ausdrücken.

Doch es sey, daß jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umganges ist. Soll sie darum unsere Schriften eben so schal und falsch machen, als unsern Umgang?

Erster Brief.

Mein Herr,

Wenn es Ihnen gleichviel ist, ob Sie den Platz, den Sie in Ihren Blättern gelehrten Sachen bestimmen, mit einer guten Kritik, oder mit der Widerlegung einer verunglückten füllen: so haben Sie die Güte, Folgendes einzurücken.

Herr Klötz soll mich eines unverzeihlichen Fehlers, in seinem Buche von den alten geschnittenen Steinen, überwiesen haben. Das hat ein Recensent dieses Buches *) für nöthig gehalten, mit anzumerken.

Mich eines Fehlers? das kann sehr leicht seyn. Aber eines unverzeihlichen? das sollte mir leid thun. Zwar nicht sowohl meinetwegen, der ich ihn begangen hätte: als derentwegen, die ihn mir nicht verzeihen wollten.

Denn es wäre ja doch nur ein Fehler. Fehler schließen Vorsatz und Tücke aus; und daher müssen alle Fehler allen zu verzeihen seyn.

Doch gewisse Recensenten haben ihre eigene Sprache. Unverzeihlich heißt bey ihnen alles, worüber sie sich nicht enthalten können, die Zähne zu fletschen.

*) Beytrag zum Reichspostreuter, St. 45.

Wenn es weiter nichts ist! — Aber demungeachtet: worin besteht er denn nun, dieser unverzeihliche Fehler?

Herr Klotz schreibt: „Wie hat es einem unserer besten Kunstrichter (dem Verfasser des Laokoon) einfallen können, zu sagen, daß man so gar vieler Gemälde nicht erwähnt finde, die die alten Maler aus dem Homer gezogen hätten, und daß es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu seyn scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu malen? Die Homerischen Gedichte waren ja gleichsam das Lehrbuch der alten Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegenstände am liebsten ab. Erinnerte sich Herr Lessing nicht an das große Homerische Gemälde des Polygnotus, welches zu unsern Tagen gleichsam wieder neu geschaffen worden ist? Unter denen vom Philostratus beschriebenen Gemälden sind drey Homerische, und die vom Plinius kurz angezeigten kann jeder leicht finden. Unter den Herculanischen Gemälden ist eines, welches den Ulysses vorstellt, der zur Penelope kömmt. Von halb erhabnen Werken will ich nur die merkwürdigsten anführen, u. s. w."

Ich könnte zu dem Recensenten sagen: Hier sehe ich bloß, daß Herr Klotz nicht meiner Meynung ist, daß ihn meine Meynung befremdet; aber er sagt nichts von Fehler, noch weniger von einem unverzeihlichen Fehler.

Doch, der Recensent könnte antworten: Was

Herr Klotz keinen unverzeihlichen Fehler nennt, das beschreibt er doch als einen solchen; ich habe also dem Kinde nur seinen rechten Namen gegeben.

Der Recensent hätte fast Recht. Ich muß mich also nicht an ihn, sondern an den Herrn Klotz selbst wenden. Und was kann ich diesem antworten?

Nur das: daß er mich nicht verstanden hat; daß er mich etwas sagen läßt, woran ich nicht gedacht habe.

Herr Klotz beliebe zu überlegen, daß es zwey ganz verschiedene Dinge sind: Gegenstände malen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so malen, wie sie Homer behandelt hat. Es ist meine Schuld nicht, wenn er diesen Unterschied nicht begreift; wenn er ihn in meinem Laokoon nicht gefunden hat. Alles bezieht sich darauf.

Daß die alten Artisten sehr gern Personen und Handlungen aus der Trojanischen Epoche gemalt haben: das weiß ich, und wer weiß es nicht? Will man alle solche Gemälde Homerische Gemälde nennen, weil Homer die vornehmste Quelle der Begebenheiten dieser Epoche ist: meinetwegen. Aber was haben die Homerischen Gemälde in diesem Verstande, mit denen zu thun, von welchen ich rede; mit denen, dergleichen der Graf von Caylus den neuern Künstlern vorgeschlagen hat?

Die Beyspiele, welche Herr Klotz mir vorhält, sind mir alle so bekannt gewesen, daß ich mich würde geschämt haben, sie Herrn Klotz vorzuhalten. Ich würde mich geschämt haben, zu verstehen zu geben, Herr Klotz habe sie entweder gar nicht, oder doch nicht so gut gekannt, daß sie ihm da beyfallen können, wo sie ihm so nützlich gewesen wären.

Was das Sonderbarste ist: ich habe diese Beyspiele fast alle selbst angeführt, und an dem nehmlichen Orte meines Laokoon angeführt, den Herr Klotz bestreitet. Er hätte sie aus meiner eigenen Anführung lernen können, wenn er sie nicht schon gewußt hätte. Und gleichwohl — Ich denke, das heißt, mit dem Sprichworte zu reden, einen mit seinem eigenen Fette beträufen wollen.

Ich sage, daß ich sie fast alle selbst angeführet habe; und füge hinzu: außer ihnen noch weit mehrere; indem ich nehmlich meine Leser auf den Fabricius *) verwiesen. Denn ich mache nicht gern zehn Allegata, wo ich mit Einem davon kommen kann.

Folglich; habe ich diese Beyspiele, und noch weit mehrere ihrer Art gekannt: so ist es ja wohl deutlich, daß, wenn ich demungeachtet gesagt, „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu seyn, Handlungen aus dem

*) Bibl. Græc. Lib. II. c. VI. p. 345.

Homer zu malen," ich ganz etwas anders damit muß gemeynt haben, als das, was diese Beyspiele widerlegen.

Ich habe damit gemeynt, und meyne es noch, daß, so sehr die alten Artisten den Homer auch genutzt, sie ihn doch nicht auf die Weise genutzt haben, wie Caylus will, daß ihn unsere Artisten nutzen sollen. Caylus will, sie sollen nicht allein Handlungen aus dem Homer malen, sondern sie sollen sie auch vollkommen so malen, wie sie ihnen Homer vormalt; sie sollen nicht sowohl eben die Gegenstände malen, welche Homer malt, als vielmehr das Gemälde selbst nachmalen, welches Homer von diesen Gegenständen macht; mit Beybehaltung der Ordonnanz des Dichters, mit Beybehaltung aller von ihm angezeigten Localumstände u. s. w.

Das, sage ich, scheinen die alten Artisten nicht gethan zu haben, so viel oder so wenig Homerische Gegenstände sie auch sonst mögen gemalt haben. Ihre Gemälde waren Homerische Gemälde, weil sie den Stoff dazu aus dem Homer entlehnten, den sie nach den Bedürfnissen ihrer eigenen Kunst, nicht nach dem Beyspiele einer fremden behandelten: aber es waren keine Gemälde zum Homer.

Hingegen die Gemälde, welche Caylus vorschlägt, sind mehr Gemälde zum Homer, als Homerische Gemälde, als Gemälde in dem Geiste des Homers und so angegeben, wie sie Ho-

mer selbst würde ausgeführt haben, wenn er, anstatt mit Worten, mit dem Pinsel gemalt hätte.

Deutlicher kann ich mich nicht erklären. Wer das nicht begreift, für den ist der Laokoon nicht geschrieben. Wer es aber für falsch hält, dessen Widerlegung soll mir willkommen seyn; nur, sieht man wohl, muß sie von einer andern Art seyn, als die Klotzische.

Herr Klotz hat in seinem Buche mir viermal die Ehre erwiesen, mich anzuführen, um mich viermal eines Bessern zu belehren. Ich wollte nicht gern, daß ein Mensch in der Welt wäre, der sich lieber belehren ließe, als ich. Aber—

So viel ist gewiß, er streitet alle viermal nicht mit mir, sondern ich weiß selbst nicht mit wem. Mit einem, dem er meinen Namen giebt, den er zu einem großen Ignoranten und zugleich zu einem unserer besten Kunstrichter macht.

Wahrhaftig, ich kenne mich zu gut, als daß ich mich für das eine, oder für das andere halten sollte.

Zweyter Brief.

Sie meynen, es lohne sich allerdings der Mühe, auch von den übrigen Bestreitungen des Herrn Klotz ein Wort zu sagen, weil sie gar zu sonderbar sind, und Klotz ein gar zu be-

rühmter Name geworden. Es sey so, wie Sie meynen!

Aber ich muß bey der ersten wieder anfangen. Herr Klotz fragt: „Erinnerte sich Lessing nicht an das große Homerische Gemälde des Polygnotus?“

In der Lesche zu Delphi waren zwey große Gemälde des Polygnotus. Welches meynet Herr Klotz? das im Hereintreten rechter, oder linker Hand? Nach seinem Allegate *) muß er das erstere meynen, welches die Zerstörung von Troja und die Rückkehr der Griechen vorstellte. Beyde Vorwürfe liegen außer dem Plane des Homer; von beyden hat er nur einzelne Züge in die Odyssee einstreuen können. Aber die Griechen besaßen eine Menge andere Dichter, welche diese Vorwürfe ausdrücklich behandelt hatten; und diesen, nicht dem Homer, ist Polygnotus in seinem Gemälde gefolgt; einem Lescheus, einem Stesichorus. Wie kann es also Herr Klotz ein Homerisches Gemälde nennen?

Doch er mag das zweyte, linker Hand, gemeynt haben, welches den opfernden Ulysses im Reiche der Schatten vorstellte. Das ist zwar der Stoff eines ganzen Buches der Odyssee: aber dennoch ist es klar, daß Polygnotus auch in Anordnung dieses Gemäldes nicht sowohl der Odyssee, als vielleicht den Gedichten

*) Pausanias L. X. p. 859.

Mynias und Nostoi gefolgt ist *). Denn er hat weder die Homerische Scene angenommen, noch sich mit den vom Homer eingeführten Personen begnügt. Folglich müßte auch dieses kein Homerisches Gemälde heißen; und ich könnte antworten: es wäre besser gewesen, Herr Klotz hätte sich gewisser Dinge gar nicht erinnert, als falsch.

In beyden Gemälden hat Polygnotus sich bald an diesen, bald an jenen Dichter und Geschichtschreiber gehalten; ohne sich ein Gewissen zu machen, auch Dinge von seiner eigenen Erfindung mit einzumischen. Eine Freyheit, deren sich auch andere alte Artisten bedienten, wenn sie Vorstellungen aus der trojanischen Epoche wählten.

Zwar habe ich schon gesagt, daß Herr Klotz diese Vorstellungen alle, meinetwegen, immerhin Homerische Vorstellungen und Gemälde nennen mag. Aber noch einmal: was haben diese

*) Zwey Gedichte, welche Pausanias (B. X. Kap. 28.) als diejenigen nennt, in welchen, außer der Odyssee, am meisten Beschreibung des Schattenreichs und der Unterwelt vorkomme. Aus dem ersten dieser Gedichte, der Minyas, vermuthet Pausanias, daß die Idee, den Charon mit seinem Nachen am jenseitigen Ufer des Acheron anzubringen, entlehnt seyn möge. E.

Gemälde, welche ihm Homerische zu nennen beliebt, weil ihre Vorwürfe aus eben der Geschichte genommen sind, aus welcher Homer die seinigen gewählt hatte, mit den Homerischen Gemälden zu thun, wie sie Caylus haben will?

Ich dünke mich, über den Gebrauch, den die alten Artisten von dem Homer machten, verständlichere Dinge gesagt zu haben, als irgend ein Schriftsteller über diese Materie. Ich habe mich nicht mit den schwanken, nichts lehrenden Ausdrücken von Erhitzung der Einbildungskraft, von Begeisterung, begnügt: ich habe in Beyspielen gezeigt, was für malerische Bemerkungen die alten Artisten schon in dem Homer gemacht fanden, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen. Ich habe mich nicht begnügt, sie bloß darum zu loben, daß sie ihre Vorwürfe aus ihm entlehnten:—welcher Stümper kann das nicht?—ich habe an Beyspielen gewiesen, wie sie es anfingen, an den nehmlichen Vorwürfen mit ihm zu wetteifern, und mit ihm zu dem nehmlichen Ziele der Täuschung auf einem ganz verschiedenen Wege zu gelangen; auf einem Wege, von dem sich Caylus nichts träumen lassen.

Nothwehr entschuldigt Selbstlob.

Dritter Brief.

Ich komme also zu der zweyten Bestreitung des Herrn Klotz. Er fährt fort: „auch die Einwürfe, welche Herr Lessing von der Schwierigkeit hernimmt, die Homerischen Fabeln zu malen, sind leicht zu heben, obgleich diese Widerlegung deutlicher durch den Pinsel selbst, als durch meine Feder werden würde."

Ich glaube es sehr gern, daß Herr Klotz vieles ungemein leicht findet, was ich für ungemein schwer halte. Dieses kömmt von der Verschiedenheit, entweder unserer beyderseitigen Kräfte, oder unsers beyderseitigen Zutrauens auf uns selbst. Doch, das ist hier nicht die Sache.

Meine Einwürfe, von der Schwierigkeit hergenommen, die Homerischen Fabeln zu malen: was betreffen sie? Die Homerischen Fabeln überhaupt; oder nur einige derselben? Diese und jene einzeln genommen; oder alle zusammen in ihrer unzertrennlichen Folge bey dem Dichter?

Caylus schlug den neuern Artisten nicht bloß vor, ihren Stoff fleißiger aus dem Homer, mit Beybehaltung der dichterischen Umstände, zu entlehnen: er wünschte den ganzen Homer so gemalt zu wissen; wünschte, daß ein mächtiger Prinz eigene Gallerien dazu bauen wollte *).

*) Tableaux tirés de l'Iliade. Avert. p. 26. 27.

Das hätte er immer wünschen können! Weil er sich aber dabey einbildete, daß eine solche zusammenhängende Reihe von Gemälden ein wirkliches Heldengedicht in Gemälden seyn würde; daß sich der ganze malerische Geist des Dichters darin zeigen müsse; daß sie, statt des Probiersteins, zur Schätzung, in welchem Verhältnisse Ein epischer Dichter vor dem andern das malerische Talent besitze, dienen könne: so glaubte ich einige Einwendungen dagegen machen zu dürfen.

Fürs erste wendete ich ein: daß Homer eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen bearbeitet, sichtbare und unsichtbare; daß aber die Malerey diesen Unterschied nicht angeben könne, daß bey ihr alles sichtbar und auf einerley Art sichtbar sey; daß folglich — wenn in den Gemälden des Caylus das Sichtbare mit dem Unsichtbaren, ohne unterscheidende Abänderung mit einander wechsele, ohne eigenthümliche Merkmahle sich mit einander vermische — nothwendig sowohl die ganze Reihe, als auch manches einzelne Stück, dadurch äußerst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden müsse.

Was antwortet Herr Klotz auf diese Schwierigkeit? Wie schon angeführt: — daß sie leicht zu heben sey. — Wahrhaftig? Aber wie denn? Darüber hat Herr Klotz nicht Zeit, sich einzulassen; genug, daß meine Widerlegung deut-

licher durch den Pinsel selbst, als durch seine Feder werden würde.

Ewig Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führt! Er würde ihn ohne Zweifel eben so meisterhaft führen, als die Feder. Oder vielmehr, noch unendlich meisterhafter. Denn das geringste wäre, daß er Unmöglichkeiten damit möglich machte!

Bis er ihn führen lernt, bitte ich indeß seine Feder, mich in die Schule zu nehmen. Seine fertige Feder sey so gütig, und belehre mich — (wenn sie es schon nicht ganz deutlich kann; ich bin auch mit einer halbdeutlichen Belehrung zufrieden) — und belehre mich nur einigermaßen, wie man es einem Gemälde ansehen kann, daß das, was man darin sieht, nicht zu sehen seyn sollte; — und belehre mich, was für Mittel ungefähr der Pinsel brauchen könnte, um gewisse Personen in einem Gemälde mit sehenden Augen so blind, oder mit blinden Augen so sehend zu malen, daß sie von zwey oder mehreren Gegenständen, die sie alle gleich nahe, gleich deutlich vor oder neben sich haben, die einen zu sehen und die andern nicht zu sehen, scheinen können. Sie belehre mich; nur beliebe es ihr, unter diese Mittel keine Wolken zu rechnen, von welchen ich das Unmalerische erwiesen habe.

Sie wird mehr zu belehren bekommen. Denn zweytens wendete ich ein: daß, durch die Aufhebung des Unsichtbaren in den Homerischen

Handlungen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen müßten, durch welche sich bey dem Dichter die Götter über die Menschen auszeichnen.

Auch dieses ist leicht zu beantworten? und am besten mit dem Pinsel?—Abermals Schade, daß Herr Klotz den Pinsel nicht führt: schweigend würde er ihn ergreifen, mit der Palette vor die Leinewand treten, und spielend meine Widerlegung dahin croquiren. Doch meine ganze Einbildungskraft ist zu seinen Diensten; er setze seine Feder dafür an; ich will mich bemühen, in den Beschreibungen derselben zu finden, was mir, leider, keine Gemälde von ihm zeigen können.— Indeß sinne ich bey mir selbst nach, welche Dimension seine Feder den Homerischen Göttern auf der Leinewand anweisen wird; sinne nach, welches das Verhältniß seyn dürfte, daß sie dem Steine, mit dem Minerva den Mars zu Boden wirft, zur Statur der Göttin, oder der Statur zu diesem Steine, bestimmen wird, damit unser Erstaunen zwar erregt, gleichwohl aber über keine anscheinende Unmöglichkeit erregt werde; sinne nach, in welcher Größe sie entscheiden wird, daß der zu Boden geworfene Mars da liegen soll, um die Homerische Größe zu haben, und dennoch gegen die übrigen Ausbildungen der Scene nicht ungeheuer und brobdingnakisch zu erscheinen; sinne nach— Nein; ich würde mich zu Schanden

sinnen; ich muß lediglich abwarten, was dem Orakel unter den Federn mir darüber zu offenbaren belieben wird.

Drittens wendete ich ein: daß die Gemälde, an welchen Homer am reichsten, in welchen Homer am meisten Homer sey, progressive Gemälde wären; die eigentliche Malerey aber auf das Progressive keinen Anspruch machen könne.

Ich Dummkopf, der ich noch jetzt diese Einwendung für unwidersprechlich halte, bloß weil sie auf das Wesen der verschiedenen Künste gegründet ist! Herr Klotz muß über mich lachen; und wenn Hr. Klotz vollends den Pinsel führte! — Nichts würde ihm leichter seyn, als den Pandarus, von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Pfluge des Pfeils, in jedem Augenblicke, auf einem und eben demselben Gemälde darzustellen. — Seiner Feder dürfte es freylich schwerer werden, mich zu belehren, wie und wodurch dem Pinsel dieses Wunder gelingen müsse. Doch er versuch' es nur; am Ende ist seiner Feder nichts zu schwer; ich kenne keine Feder, die alles so leicht, so deutlich zu machen weiß!

Vierter Brief.

Sie haben Recht: mein voriger Brief fiel in das Höhnische. — Glauben Sie, daß es so leicht ist, sich gegen einen stolzen und kahlen Entscheider des höhnischen Tones zu enthalten?

Aber Sie urtheilen: daß ich zur Unzeit höhne; daß Herr Klotz unmöglich diese Einwendungen gegen die Homerischen Gemälde könne gemeynet haben.

Und gleichwohl habe ich keine andere jemals gemacht.

Ja auch diese — merken Sie das wohl — habe ich keinesweges gegen die Ausführung der vom Caylus vorgeschlagenen, oder in seinem Geiste vorzuschlagenden, Homerischen Gemälde gemacht; habe ich keinesweges in der Meynung gemacht, daß diese Ausführung nothwendig mißlingen müsse.

Wenn dem Maler nicht jeder Gebrauch willkührlicher Zeichen untersagt ist; wenn er mit Recht von uns verlangen kann, daß wir ihm gewisse Voraussetzungen erlauben, gewisse Dinge ihm zu Gefallen annehmen, andere ihm zu Gefallen vergessen: warum sollte er nicht, wenn er sonst ein braver Meister ist, aus jenen Entwürfen zu Homerischen Gemälden sehr schätzbare Kunstwerke darstellen können?

Ich wüßte nicht, wo ich meinen Verstand müßte gehabt haben, wenn ich dieses jemals geleugnet hätte.

Meine Einwendungen sollten lediglich die Folgerungen entkräften oder einschränken, welche Caylus aus dem Malbaren der Dichter, aus ihrer größern oder geringern Schicklichkeit, in materielle Gemälde gebracht zu werden, wider

einige dieser Dichter, zum Nachtheile der Dichtkunst selbst macht.

Fünfter Brief.

Sie bestehen darauf, daß Herr Klotz diese Einwendungen nicht könne gemeynt haben; das Beyspiel, worauf er sich beziehe, zeige es deutlich.

Gut, daß Sie auf dieses Beyspiel kommen. Lassen Sie uns den Mann hören.

„Nur Ein Beyspiel, sagt Herr Klotz, anzuführen: so verwirft Lessing des Grafen Caylus Vorschlag, die Bewunderung der trojanischen Greise über Helenens Schönheit, aus dem dritten Buche der Iliade, zu malen. Er nennt diese Episode einen ekeln Gegenstand. Ich frage hier alle, welche die von Rubens gemalte Susanna, nebst den beyden verliebten Alten gesehen, ob ihnen dieser Anblick ekelhaft gewesen und widrige Empfindungen in ihrer Seele erzeugt habe. Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf und ein eingefallenes Gesicht zu geben? Malt der Künstler einen solchen Greis verliebt, so ist das lächerliche Bild fertig. Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne. Ueberhaupt ist das, was Herr Lessing von den jugendlichen

Begierden, und Caylus von gierigen Blicken sagt, eine Idee, die sie dem Homer aufdringen. Ich finde keine Spur davon bey dem Griechen, und der alte Künstler würde sie ohne Zweifel auch nicht gefunden haben.

Vortrefflich! Wenn einem Unwahrheiten andichten, und diesen angedichteten Unwahrheiten die allertrivialsten Dinge entgegen setzen, einen widerlegen heißt: so versteht sich in der Welt niemand besser auf das Widerlegen, als Herr Klotz.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe.

Es ist nicht wahr, daß ich dem Homer die Idee von jugendlichen Begierden aufgedrungen habe.

Nur drey Unwahrheiten in einer Stelle, die groß genug wäre, sieben zu enthalten; das ist bey alle dem doch nicht viel! Lassen Sie uns eine nach der andern vornehmen.

Es ist nicht wahr, daß ich jenen Vorschlag des Grafen Caylus verworfen habe. Denn verwirft man einen Vorschlag, wenn man bloß einige zugleich mit vorgeschlagene Mittel, diesen Vorschlag anzuführen, verwirft? Wo habe ich gesagt, daß der Eindruck, den die Schönheit der Helena auf die trojanischen Greise machte, gar nicht gemalet werden könne, oder müsse?

Ich habe bloß gemißbilliget, daß Caylus in einem solchen Gemälde der Helena noch ihren Schleyer lassen, und uns ihre ganze Schönheit einzig und allein in den Wirkungen, auf die sie betrachtenden Greise zeigen will. Ja, auch so habe ich nicht geleugnet, daß ein guter Meister noch immer ein schätzbares Stück daraus machen könne. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück nicht der Triumph der Schönheit seyn würde, so wie ihn Zeuxis in der Stelle des Homers erkannte. Ich habe nur behauptet, daß dieses Stück sich gegen das Gemälde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie, verhalten würde; weil wir dort erst aus Zeichen errathen müßten, was wir hier unmittelbar fühlen. Ich habe nur durch dieses Beyspiel zeigen wollen, welcher Unterschied es sey, in dem Geiste Homers malen, und den Homer malen. Der Artist des Caylus hätte den Homer gemalt: aber Zeuxis malte in dem Geiste des Homer. Jener wäre knechtisch innerhalb der Schranken geblieben, welche dem Dichter das Wesen seiner Kunst hier setzet: anstatt daß Zeuxis diese Schranken nicht für seine Schranken erkannte, und indem er den höchsten Ausdruck der Dichtkunst nicht bloß nachahmte, sondern in den höchsten Ausdruck seiner Kunst verwandelte, eben durch diese Verwandlung in dem höhern Verstande Homerisch ward. — Habe ich daran Recht, oder Unrecht? Es entscheide, wer

da will: aber er verstehe mich nur erst. Ich will nichts Außerordentliches gesagt haben: aber er lasse mich nur auch nichts Abgeschmacktes sagen.— Doch weiter.

Es ist nicht wahr, daß ich diese Episode einen ekeln Gegenstand genannt habe. Nicht diese Episode, sondern die Art des Ausdruckes, mit der Caylus sie gemalt wissen wollen, habe ich ekel genannt. Caylus will, daß sich der Artist bestreben soll, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeusserungen einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern der kalten Greise, empfinden zu lassen. Hierwider, nicht wider den Homer, habe ich gesagt, daß ein gieriger Blick auch das ehrwürdigste Gesicht lächerlich mache, und ein Greis, der jugendliche Begierden verrathe, sogar ein ekler Gegenstand sey. Ist er das nicht? Ich denke noch, daß er es ist: Herr Klotz mag mir von einer Susanna des Rubens schwatzen, was er will, die weder ich noch er gesehen haben. Aber ich habe mehr Susannen gesehen; auch selbst eine von Rubens, in der Gallerie zu Sans-Souci; und selten habe ich mich enthalten können, bey Erblickung der verliebten Greise, bey mir auszurufen: o über die alten Böcke! Was war dieser Ausruf, als Ekel? Ich weiß es, die Kunst kann diesen Ekel mindern; sie kann durch Nebenschönheiten ihn fast unmerklich machen: aber ist ein Ingredienz des-

wegen gar nicht in einer Mischung, weil es nicht vorschmeckt? Nicht die dürren Beine, nicht der kahle Kopf, nicht das eingefallene Gesicht machen den verliebten Alten zu einem ekeln Gegenstande; sondern die Liebe selbst. Man gebe ihm alle Schönheiten, die mit seinem Alter bestehen können; aber man male ihn verliebt, man lasse ihn jugendliche Begierden verrathen, und er ist ekel, trotz jenen Schönheiten allen.

Das sage ich von den trojanischen Greisen des Caylus: aber wo habe ich es von den Greisen des Homer gesagt? Wo habe ich diesen jugendliche Begierden aufgedrungen? — Und das ist die dritte Unwahrheit, welche Herr Klotz sich auf meine Rechnung erlaubt. Vielmehr habe ich ausdrücklich gesagt, „den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf (nehmlich des Lächerlichen und Ekelhaften) nicht zu machen; denn der Affekt, den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schänden."

Nun sagen Sie mir, mein Freund, was ich von Herrn Klotz denken soll? was er darunter suchen mag, daß ihm gerade mein Name gut genug ist, unter demselben sich einen Strohmann aufzustellen, an dem er seine Fechterstreiche zeigen könne? warum gerade ich der Blödsinnige seyn muß, dem er Dinge vordociret, die das Auge von selbst lernet, die zu begreifen schlech-

terdings nicht mehr Menschenverstand erfodert wird, als um von eins bis auf drey zu zählen? „Kann man denn keinen alten Mann vorstellen, ohne ihm dürre Beine, einen kahlen Kopf, und ein eingefallenes Gesicht zu geben?" Welch eine Frage! und in welchem Tone gethan! und in welchem Tone sich selbst beantwortet! „Aber Balthasar Denner und Bartholomäus van der Helst belehren uns, daß auch der Kopf eines alten Mannes gefallen könne." Also bis auf Balthasar Dennern, bis auf Bartholomäus van der Helst, wußte das in der Welt niemand? Und wen es nicht dieser Balthasar und dieser Bartholomäus gelehrt hat, der weiß es noch nicht? Ich bin wirklich so eitel, und glaube, daß ich es auch ohne diese Meister wissen würde; ja, ohne alle Meister in der Welt.

Sechster Brief.

Sie entschuldigen den Herrn Klotz: er habe zu seinem Buche so vieles nachschlagen müssen, daß es kein Wunder sey, wenn er nicht alles auf das genaueste behalten; mein Laokoon sey auch das Werk nicht, daß er verbunden gewesen, so eigentlich zu studieren; indeß zeigten seine Einwürfe selbst, daß er es zu lesen gewürdiget; er habe es auch anderwärts mit Lobsprüchen überhäuft.

So würde ich ihn gern selbst entschuldigen; wenn er nicht in mehrern Stücken eine allzuausdrückliche Geflissenheit verriethe, seine Leser wider mich einzunehmen.

In diesem Lichte sollen Sie sogleich auch seine übrigen Bestreitungen erblicken, die ich in diesem Briefe zusammen fassen will.

An einem Orte schreibt Herr Klotz: „Ich gebe es Herrn Lessingen gern zu, daß wenn Dichter und Künstler die Gegenstände, welche sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten müssen, ihre Nachahmungen oft in vielen Stücken übereinstimmen können, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Aber ich möchte diesen Satz nicht allzusehr ausgedehnt haben.“ Bin ichs, der ihn allzusehr ausgedehnt hat? Wozu mein Name hier, wenn er dieses nicht zu verstehen geben will? Der Satz enthält eine Bemerkung, die ich wahrlich nicht zuerst gemacht habe, und auf die ich mich im Laokoon bloß gegen Spencen bezog, der das Gegentheil viel zu weit ausdehnt.

Doch ich will meinen Namen hier gar nicht gesehen haben. Auch in der Anmerkung will ich ihn nicht gefunden haben, wo Herr Klotz sagt, daß er sich einer Münze des Antoninus Pius gegen mich angenommen. Ich habe nie diese Münze, sondern bloß die Erklärung be-

stritten, welche Addison von einer Zeile des Juvenals aus ihr herholen wollen: und habe sie bestritten, nicht um meine Erklärung dafür annehmlicher zu machen, sondern lediglich das bescheidene Non liquet auch hier wiederum in seine Rechte zu setzen *).

Aber nicht genug wundern kann ich mich, wie ich zu der Ehre komme, das Werk des Herrn Klotz durch mich gekrönet zu sehen. Er hat einige Steine zu seinem Buche in Kupfer stechen lassen, wovon der letzte meinem Unterrichte ganz besonders gewidmet ist. „Dieser Stein, schreibt er, ist gleichfalls aus der Sammlung des Hrn. Casanova, und auch von ihm gezeichnet. Er stellt eine Furie vor, und ich habe ihn meinem Buche beygefügt, um Herr Lessingen zu überzeugen, daß die alten Künstler wirklich Furien gebildet haben: welches er leugnet.“

Welches er leugnet! Als ob ich es so schlechterdings, so völlig ohne alle Ausnahme geleugnet hätte, daß ich durch das erste das beste Beyspiel widerlegt werden könnte!

Er stellt eine Furie vor, dieser Stein! — Ganz gewiß? Ich erkenne bloß einem Kopf im Profil mit wildem auffliegendem Haare, zweydeutigen Geschlechts. Muß ein solcher Kopf nothwendig der Kopf einer Furie seyn? Der

*) Hiezu vergleiche man den Laokoon, und Lessing's Kollektaneen. E.

Ausdruck des Gesichts, wird Herr Klotz sagen, macht ihn dazu. Auch dieser Ausdruck ist sehr zweydeutig; ich finde mehr Verachtung, als Wuth darin.

Doch es mag eine Furie seyn. Was mehr? Was liegt mir daran? Wäre es doch eine Furie auf einem geschnittenen Steine; und die geschnittenen Steine habe ich ausdrücklich ausgenommen.

Ausdrücklich ausgenommen? Ausdrücklich; denn es war mir gar nichts Unbekanntes, daß man auf geschnittenen Steinen Furien und Furienköpfe sehen wollen.

Sie können dieses kaum glauben, mein Freund; und fragen: wie es, bey dieser Ausnahme, demungeachtet dem Herrn Klotz einfallen können, mich mit einem geschnittenen Steine zu widerlegen?

Ja, das frag ich Sie! Lesen Sie indeß nur die Stellen meines Laokoon.

Siebenter Brief.

Vergessen hatte Herr Klotz meine Einschränkungen wohl nicht: aber er verschwieg sie seinem Leser mit Fleiß. Und er wußte wohl; denn allerdings würde es ein wenig kindisch geklungen haben, wenn er aufrichtig genug gewesen wäre, zu schreiben: „Ungeachtet Lessing, wenn er behauptet, daß die alten Artisten keine

Furien gebildet, die geschnittenen Steine ausnimmt, so will ich ihn dennoch mit einem geschnittenen Steine augenscheinlich hier widerlegen." Lieber also schlechtweg: Lessing leugnet gebildete Furien; hier ist eine!

Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere befremdet hat. Das Allgemeine scheinet uns in allen Anmerkungen anstößig zu seyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieser Art: sogleich zieht unsere Einbildungskraft dagegen zu Felde; und selten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird sich bereden, daß durch diese einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu seyn aufhöre. Der Verständigere untersucht die Ausnahmen, und wenn er findet, daß sie aus der Collision mit einem andern allgemeinen Satze entspringen, so erkennt er sie für Bestätigungen beyder.

Der Mythologist hatte es längst vor mir angemerkt, daß man auf alten Denkmählern wenig oder nichts von Abbildungen der Furien finde. Was der Mythologist aber dem bloßen Zufalle zuschrieb, glaubte ich aus einem Grundsatze der Kunst herleiten zu dürfen. Der Artist soll nur das Schöne zu bilden wählen: folglich wird der alte Artist, der dem Schönen so vorzüglich treu blieb, keine Furien zu bilden gewählt haben; und daher der Mangel ihrer Abbildungen.

Aber eben der Artist, welcher nur das Schöne zu bilden wählen sollte, muß alles bilden können. Wen verleitet sein Können nicht öfters über sein Sollen hinaus? Zudem arbeitet der Artist meistens für andere, von denen er nicht fodern kann, daß sie seiner Geschicklichkeit sich nur zur höchsten Bestimmung der Kunst bedienen sollen, so lange es noch mehr Dinge giebt, zu welchen sie ihnen gleichfalls nützlich seyn kann. Und folglich? Folglich ist es moralisch unmöglich, daß es keinem Menschen vor Alters sollte eingefallen seyn, eine Furie zu bilden, oder sich bilden zu lassen. Es hat vielen einfallen können; und ist vielen eingefallen.

Leugne ich dieses, wenn ich jenes behaupte? Nur der Antiquar, der nichts als Antiquar ist, dem es an jedem Funken von Philosophie fehlt, kann mich so verstehen.

Ich that alles, was ich thun konnte, diesem Mißverständnisse vorzubauen. Ich schlug vor, den Namen der Kunstwerke nicht allen Antiken ohne Unterschied zu geben, sondern nur denen, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. „Macht man, schrieb ich, keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander in Streit liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn einer, nach seiner Einsicht in die Bestimmung der Kunst, be-

hauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht; so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von den Künstler als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben," u. s. w.

Das ist keine jetzt ersonnene Ausflucht, da ich mich in die Enge getrieben sehe; das schrieb ich schon damals, als mir noch niemand widersprach; das schrieb ich, um allen eiteln, das rechte Ziel verfehlenden Widersprüchen vorzukommen: aber was kümmert das Herrn Klotz und seines gleichen? Er thut dennoch gerade das, was ich verbeten; um zu zeigen, daß er ein Paar armselige Beyspiele mehr weiß, als ich wissen mag. Ich gönne ihm diesen Vorzug recht gern; es sey aber, daß ich sie gekannt oder nicht gekannt habe: sie haben ihre Abfertigung mit der ganzen Klasse erhalten, in die sie gehören.

Welches Jucken, seine Belesenheit so sehr auf Unkosten seiner Ueberlegung zu zeigen!

Wenn Herr Klotz noch erst den Unterschied bestritten hätte, den ich unter den Antiken zu machen vorschlage! Aber stillschweigend diesen Unterschied zugeben, und nur immer mit ein-

zeln Beyspielen auf mich einstürmen, die nach diesem Unterschiede von gar keiner Folge für mich sind: wahrlich, das ist eine Art zu streiten — eine Art, für die ich gar kein Beywort weiß.

Als ich behauptete, daß die alten Artisten keine Furien gebildet, fügte ich unmittelbar hinzu: „ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind.“ Demungeachtet kömmt Herr Klotz, mich zu widerlegen, mit ein Paar Münzen aufgezogen, auf welchen Caylus Furien bemerkt habe. Ich kannte dergleichen Münzen schon selbst: was liegt an der Mehrheit?

Die Figuren auf den Münzen, sagte ich, gehören vornehmlich zur Bildersprache. Aber nicht allein: die geschnittenen Steine gehören, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, gleichfalls dahin. Wenn wir also auf geschnittenen Steinen Furien zu sehen glauben, so sind wir berechtigt, sie mehr für eigensinnige Symbola der Besitzer, als für freywillige Werke der Künstler zu halten. Ich kannte dergleichen Steine: aber Herr Klotz kennt Einen mehr! Ey, welche Freude! So freuet sich ein Kind, das bunte Kiesel am Ufer findet, und einen nach dem andern mit Jauchzen der Mutter in den Schooß bringt; die Mutter lächelt, und schüttet sie, wenn das Kind nun müde ist, alle mit eins wieder in den Sand.

Achter Brief.

Noch hundert solche Steine, noch hundert solche Münzen: und meine Meynung bleibt, wie sie war. Es ist vergebens, die Einschränkungen, die ich ihr selbst gesetzt, zu Widerlegungen machen zu wollen.

Aber Herr Riedel, wie Herr Klotz sagt, soll bereits diese meine Meynung mit guten Gründen widerlegt haben.

Ich habe Herrn Riedel aus seinem Buche als einen jungen Mann kennen lernen, der einen trefflichen Denker verspricht; verspricht, indem er sich in vielen Stücken bereits als einen solchen zeigt. Ich traue ihm zu, daß er in den folgenden Theilen ganz Wort halten wird, wo er auf Materien stoßen muß, in welchen er weniger vorgearbeitet findet *).

Doch hier habe ich ihn nicht zu loben, sondern auf seine Widerlegung zu merken.

Er gedenkt meiner Assertion von den Furien an zwey Orten. An dem erstern **) giebt er ihr völligen Beyfall. Er nimmt sich sogar ihrer gegen Herrn Klotz selbst an, indem er hinzusetzt: „Herr Klotz hat zwar unter den alten Denk-

*) Wie bekannt, ist von Riedel's Theorie nie mehr, als der erste Theil erschienen. E.

**) Theorie der schönen Künste und Wissenschaften, S. 45.

mählern der Kunst Furien gefunden*). Allein Herr Lessing hat schon diejenigen Figuren ausgenommen, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, und von dieser Art scheinen die Beyspiele des Herrn Klotz zu seyn.

Diese Stelle führt Herr Klotz sehr weislich nicht an. Er durfte sie vielleicht auch nicht anführen, wenn es wahr ist, daß Herr Riedel an der zweyten völlig anders Sinnes geworden.

Sie lautet so: „Herr Lessing behauptet, daß die alten Künstler keine Furien gebildet, welches ich selbst oben zugegeben habe. Jetzt muß ich ihm, nachdem ich eine kleine Entdeckung gemacht habe, widersprechen, aber aus einem andern Grunde, als Herr Klotz. Es ist hier dem Herrn Lessing eben das begegnet, was er vom Herrn Winkelmann sagt; er ist durch den Junius verführt worden. Vermuthlich hat er, in dem Register der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien gesucht und nichts gefunden. Ich schlage nach, Eumenides; und finde, daß Skopas deren zwey und Kalos die dritte zu Athen gebildet. Man kann den Beweis im Clemens Alexandrinus selbst nachlesen."

Ich wundere mich nicht, daß Herrn Riedel die kleine Entdeckung, wie er sie selbst nennt, so glücklich geschienen, daß er geglaubt, seinen Beyfall zurück nehmen zu müssen. Aber ich

*) S. Acta litter. Vol. III. p. 289.

werde mich wundern, wenn er das, was ich dagegen zu sagen habe, nicht auch ein wenig glücklich findet.

Vorläufig muß ich ihn versichern, daß ich nicht durch den Junius verführet worden. Denn ich erinnere mich überhaupt nicht, den Junius der Furien wegen nachgeschlagen zu haben. Nicht, weil in dieses Schriftstellers Verzeichnisse der alten Kunstwerke, unter dem Titel Furien keiner Furien gedacht wird; sondern weil ich die schon erwähnte Bemerkung der Mythologisten, namentlich des Banier*), im Kopfe hatte, daß sich gegenwärtig keine alte Abbildungen von diesen Göttinnen fänden: kam ich auf den Gedanken, daß vielleicht die alten Artisten dergleichen nie gemacht, und ward in diesem Gedanken durch die Beyspiele selbst bestärkt, die bey dem ersten Anblicke dagegen zu seyn scheinen.

Hätte ich den Junius nachgeschlagen, so hätte mir sehr leicht begegnen können, was Herr Riedel vermuthet: sehr leicht aber auch nicht; denn daß die Furien mehr als Einen Namen haben, ist ja so gar unbekannt nicht. Und gesetzt, es wäre mir nicht begegnet; gesetzt, ich wäre auf die Furien gestoßen, die Herr Riedel darin gefunden: was mehr? Würde ich meine

*) Nous n'avons point à présent de figures antiques de ces Déesses. Mémoires de l'Acad. des Inscr. T. V. p. 43.

Meynung eben so geschwind zurückgenommen haben, als er seinen Beyfall? Gewiß nicht.

Der ganze Zusammenhang beym Clemens Alexandrinus zeigt es, daß er von Statuen redet, die der Verehrung gewidmet waren, und in ihren Tempeln standen. Da nun Herr Riedel gegen meine Ausnahme aller mehr zur Bildersprache, als zur Kunst, gehörigen Figuren nichts zu erinnern hatte; da er selbst urtheilte, daß eben wegen dieser Ausnahme, die von Herrn Klotz gegen mich angeführten Beyspiele in keine Betrachtung kämen: wie konnte es Herrn Riedel nicht einfallen, daß keine Figuren gerade mehr zur Bildersprache gehören, als eben die, welche der Anbetung öffentlich aufgestellet waren?

Nicht genug, daß ich, in einem eigenen Abschnitte meines Laokoon, ausdrücklich hierauf dringe; ich gedenke sogar insbesondere der Statuen, welche die Furien in ihren Tempeln nicht anders als gehabt haben könnten; ich führe namentlich die in dem Tempel zu Cerynea an. Aber auch diese, statt aller: denn was hätte es helfen können, wenn ich einen Tempel nach dem andern durchgegangen wäre? Was ich von den Statuen des einen sagte, hätte ich von den Statuen aller sagen müssen.

Und also, dächte ich, wäre dem Einwurfe des Herrn Riedel genugsam begegnet, wenn ich ihm antwortete: die Furien, die Sie mir ent-

gegen setzen, gehören zu den Kunstwerken nicht, von welchen ich rede; es sind Werke, wie sie die Religion befohlen hatte, die bey den sinnlichen Vorstellungen, welche sie der Kunst aufgiebt, mehr auf das Bedeutende, als auf das Schöne zu sehen pflegt.

Doch ich habe noch etwas Wichtigeres zu erwiedern. Die Furien vom Skopas und Kalos *), die Junius Herrn Riedel bey dem Clemens Alexandrinus nachwies, sind unstreitig die, welche in ihrem Tempel zu Athen standen, und von welchen Pausanias ausdrücklich versichert **), daß sie durchaus nichts Schreckliches, ὁδεν φοβερον, an sich gehabt. Nun sage mir Herr Riedel, ob Furien, welche nichts von Furien an sich haben, solche Furien sind, deren Abbildung ich auf die alten Artisten nicht will kommen lassen? Ich schreibe im Laokoon: „Wuth und

*) Bey Herrn Riedel heißt er Kalas. Ein unstreitiger Druckfehler; so wie in der Citation des Clemens p. 47. anstatt 41. (Aber wenn Herr Klotz, nicht bloß an Einem Orte, nicht bloß in einem und eben demselben Buche, immer und ewig Zeuxes schreibt: so scheint es wohl etwas mehr als ein Druckfehler zu seyn, und er kann es nicht übel nehmen, wenn man ihn beyläufig erinnert, daß dieser Maler nicht Zeuxes, sondern Zeuxis geheißen.)

**) Lib. I. cap. 28. p. 68. edit. Kuhn.

Verzweiflung schändeten keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben." Aus der unmittelbaren Verbindung dieser zwey Sätze ist es ja wohl klar, was für Furien ich meyne; Furien, die in jedem Gesichtszuge, in Stellung und Geberden verrathen, was sie seyn sollen. Waren die Furien des Skopas und Kalos dieser Art? Es waren Furien, und waren auch keine: sie stellten die Göttinnen der Rache vor, aber nicht so vor, wie wir sie jetzt bey dem Namen der Furien denken.

Sie bestärken also meinen Satz vielmehr, als daß sie ihn im geringsten zweifelhaft machen sollten. Denn wenn die Alten auch nicht einmal an ihren gottesdienstlichen Vorstellungen, da, wo das Bedeutende ihnen mehr galt, als das Schöne, wenn sie auch nicht einmal da duldeten, wenigstens nicht verlangten, daß die Göttinnen der Rache durch die häßlichen, schändenden Kennzeichen des menschlichen Affekts entstellt und erniedriget würden: was sollte ihre Artisten, die in willkührlichen Werken den Ausdruck der Schönheit stets unterordneten, zu so scheußlichen Fratzengesichtern haben verleiten können? Selbst die hetrurischen Künstler, die der Schönheit weit weniger opferten, als die griechischen, wenn sie Furien bilden mußten, bildeten sie nicht als Furien; wie ich an einer Urne beym Gorius gezeigt habe, von welcher

ich schon damals anmerkte, daß sie den Worten, aber nicht dem Geiste meiner Assertion, widerspreche.

Ich darf es nicht bergen, daß es Herr Klotz selbst ist, welcher mir die unschrecklichen Furien zu Athen nachgewiesen *). Sie schwebten mir in den Gedanken, aber im Nachschlagen gerieth ich auf die zu Cerynea.

Und nun, was meynen Sie, mein Freund? Sie sehen, Herr Riedel widerlegt die Einwürfe des Herrn Klotz, und Herr Klotz giebt mir Waffen wider Herrn Riedel. Sie drängen von entgegengesetzten Seiten in mich; beyde wollen mich umstürzen: aber da ich dem einen gerade dahin fallen soll, wo mich der andere nicht will hinfallen lassen, so heben sich ihre Kräfte gegen einander auf, und ich bleibe stehen. Ich dächte, ich schiede gänzlich aus: so liegen sie einander selbst in den Haaren. Doch dafür werden sie sich wohl hüten. Vielmehr sehe ich sie schon im Voraus in ihrer Deutschen Bibliothek so nahe zusammenrücken, daß ich doch kippen muß; ich mag wollen oder nicht: geben Sie nur Acht **)!

*) Acta litt. Vol. III. Pars III. p. 289.

**) Siehe die Zusätze des Herausgebers. I.

Neunter Brief.

Ich denke nicht, daß ich mir zu viel herausnehme, wenn ich mich auch noch an einem Orte von Herrn Klotz gemeynt glaube, wo er mich nicht nennt: denn er nennt mich dafür anderwärts, wo er den nehmlichen Kampf kämpfet.

Er will durchaus nicht leiden, daß man den alten Artisten die Perspektiv abspricht.

Im Laokoon hatte ich es gethan: obschon gar nicht in der Absicht, wie Perrault und andere, denen es damit auf die Verkleinerung der Alten angesehen ist. Doch da Herr Klotz mich so selten verstanden: wie konnte ich verlangen, daß er mich hier errathen sollte? Er warf mich also mit den Perraults in eine Klasse, und nahm sich in seinem Beytrage zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen, der Alten gegen mich an, die es wahrhaftig nie nöthig haben, daß man sich ihnen gegen mich annimmt.

Seitdem hat er neue Hülfsvölker angeworben, mit denen er in seinem Buche von geschnittenen Steinen zum zweytenmal auf dem Plane erscheint. „Mein Eifer, sagt er, für den Ruhm der Alten, denen ich große Dankbarkeit schuldig zu seyn glaube, erlaubt mir nicht, eine Anmerkung hier zu unterdrücken." Und diese Anmerkung läuft dahin aus, daß nunmehr durch Einen geschnittenen Stein aus Tau-

senden, durch eine gewisse Abhandlung des Grafen Caylus, und durch eine bisher unbemerkte Stelle des Philostratus, der Alten Kenntniß und Ausübung der Perspektiv außer allen Zweifel gesetzt sey.

Ich wünschte sehr, daß sich der Eifer des Herrn Klotz für den Ruhm der Alten mehr auf Einsicht, als auf Dankbarkeit gründen möchte! Die Dankbarbeit ist eine schöne Tugend; aber ohne ein feines Gefühl dringt sie dem Wohlthäter oft Dinge auf, die er nicht haben mag, und wobey er sich besser befindet, sie nicht zu haben, als zu haben. Meinem Bedünken nach, ist die Dankbarkeit des Herrn Klotz gänzlich in diesem Falle. Doch davon an einem andern Orte. Jetzt lassen Sie uns sehen, was Herr Klotz von der Perspektiv überhaupt weiß, und mit welchen ihm eigenen Gründen er sie den Alten zusprechen zu müssen glaubt.

Herr Klotz erkläret die Perspektiv, in so fern sie in dem Künstler ist, durch „die Geschicklichkeit *), die Gegenstände auf einer Oberfläche so vorzustellen, wie sie sich unserm Auge in einem gewissen Abstande zeigen.“ Diese Erklärung ist von Wort zu Wort aus dem deutschen Pernetty abgeschrieben, welches das abgeschmackte O b e r f l ä c h e beweiset. Fläche ist für die

*) Beytrag zur Geschichte der Kunst aus Münzen, S. 178.

Malerey Fläche, sie mag oben, oder unten, oder auf der Seite seyn.

Doch abgeschrieben, oder nicht abgeschrieben: wenn sie nur richtig ist.—Richtig ist die Erklärung allerdings; aber dabey viel zu weitläuftig, als daß sie bey Entscheidung der vorhabenden Streitsache im geringsten zu brauchen sey.

Denn ist die Perspektiv weiter nichts, als die Wissenschaft, Gegenstände auf einer Fläche so vorzustellen, wie sie sich in einem gewissen Abstande unserm Auge zeigen: so ist die Perspektiv kein Theil der Zeichnenkunst, sondern die Zeichnenkunst selbst. Was thut die Zeichnenkunst anders, was thut sie im geringsten mehr, als was nach dieser Erklärung die Perspektiv thut? Auch sie stellt die Gegenstände auf einer Fläche vor; auch sie stellt sie vor, nicht wie sie sind, sondern wie sie dem Auge erscheinen, und ihm in einem gewissen Abstande erscheinen. Folglich kann sie nie ohne Perspektiv seyn, und das geringste, was der Zeichner vorstellt, kann er nicht anders als perspektivisch vorstellen.

Den Alten in diesem Verstande die Perspektiv absprechen, würde wahrer Unsinn seyn. Denn es würde ihnen nicht die Perspektiv, sondern die ganze Zeichnenkunst absprechen heißen, in der sie so große Meister waren.

Das hat niemanden einkommen können. Sondern wenn man den Alten die Perspektiv streitig macht, so geschieht es in dem engern Ver-

stande, in welchem die Künstler dieses Wort nehmen. Die Künstler aber verstehen darunter die Wissenschaft, mehrere Gegenstände mit einem Theile des Raums, in welchem sie sich befinden, so vorzustellen, wie diese Gegenstände, auf verschiedene Plane des Raums verstreuet, mit samt dem Raume, dem Auge aus einem und eben demselben Standorte erscheinen würden.

Diese Erklärung ist mit jener im Grunde eins: nur daß jene, die mathematische, sich auf einen einzelnen Gegenstand beziehet; diese aber auf mehrere geht, welche zusammen aus dem nehmlichen Gesichtspunkte, jedoch in verschiedener Entfernung von diesem gemeinschaftlichen Gesichtspunkte, betrachtet werden. Nach jener können einzelne Theile in einem Gemälde vollkommen perspektivisch seyn, ohne daß es, nach dieser, das ganze Gemälde ist, indem es ihm an der Einheit des Gesichtspunkts fehlt, und die verschiedenen Theile desselben verschiedene Gesichtspunkte haben.

Herr Klotz scheinet von diesem Fehler gar nichts zu verstehen. Er spricht immer nur von der verhältnißmäßigen Verkleinerung der Figuren, und der Verminderung der Tinten: und bildet sich ein, daß damit in der Perspektiv alles gethan sey. Aber er sollte wissen, daß ein Gemälde beyde diese Stücke gut genug haben, und dennoch sehr unperspektivisch seyn kann.

Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, sage ich im Laokoon, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemälde noch lange nicht perspektivisch. Ich brauche also diese Beobachtung den alten Artisten gar nicht abzusprechen; die Natur lehrt sie; ja, es würde mir unbegreiflich seyn, wenn nicht gleich die allerersten Künstler darauf gefallen wären. Ob sie aber die mathematische Genauigkeit dabey angebracht, die wir bey unsern auch sehr mittelmäßigen Malern gewohnt sind, ob sie sich nicht mit einem ungefähren Augenmaße begnügt: das ist eine andere Frage, die durch bloße Schriftstellen zum Besten der Alten nicht entschieden werden kann, besonders da so unzählige alte Kunstwerke einer solchen Entscheidung keinesweges günstig sind.

Eben so natürlich ist eine etwanige Verminderung der Tinten: denn eben die tägliche Erfahrung, welche uns lehret, daß ein Ding in der Entfernung kleiner erscheint, lehret uns auch, daß die Farben der entfernten Dinge immer mehr und mehr ermatten und schwinden, in einander verfließen und in einander sich verwandeln. Folglich können und müssen die alten Gemälde auch hiervon gezeigt haben; und die, welche ungleich mehr als andere davon zeigten, werden mehr als andere deshalb seyn gepriesen worden.

Dieses beantwortet die Frage des Hrn. Klotz: „konnten die alten Schriftsteller von einer Sache reden, die nicht da war, und eine Eigenschaft an einem Gemälde rühmen, die niemand sahe?“ Sie lobten, was sie sahen; daß sie aber etwas sahen, was auch wir sehr lobenswürdig finden würden, beweiset ihr Lob nicht.

Doch indeß zugegeben, daß die alten Gemälde in beyden Stücken eben so vollkommen waren, als die besten Gemälde neuerer Zeit: waren sie darum auch eben so perspektivisch? Konnten sie den Fehler darum nicht haben, von dem ich sage, daß Herr Klotz nichts davon verstehen muß?

Er sieht es nicht gern, daß man sich bey dieser Streitigkeit immer auf die herkulanischen Gemälde beruft. — In seinem Tone zu bleiben; ob er mir schon freylich so wohl nicht lassen wird: — ich sehe es auch nicht gern. Aber unser beyder Nicht gern sehen, hat ganz verschiedene Ursachen. Herr Klotz sieht es nicht gern, weil unstreitig der blühende Zeitpunkt der Kunst vorbey war, als die herkulanischen Gemälde verfertiget wurden: und ich sehe es nicht gern, weil, obschon dieser Zeitpunkt vorbey war, dennoch die Meister der herkulanischen Gemälde von der Perspektiv gar wohl mehr verstehen konnten, als die Meister aus jenem Zeitpunkte, an den wir vornehmlich denken, wenn wir von der Kunst der Alten sprechen. Denn die Per-

spektiv ist keine Sache des Genies; sie beruhet auf Regeln und Handgriffen, die, wenn sie einmal festgesetzt und bekannt sind, der Stümper eben so leicht befolgen und ausüben kann, als das größte Genie.

Aber wenn es Herr Klotz nicht gern sieht, daß wir uns auf die herkulanischen Gemälde berufen: auf welche will er denn, daß wir uns berufen sollen? Aus dem blühenden Zeitpunkte der Kunst, ist schlechterdings kein einziges von den noch vorhandenen alten Gemälden. Wir müssen also diese überhaupt aufgeben, und uns auf die Beschreibungen einschränken, die wir in den Schriften der Alten von einigen der berühmtesten Stücke aus diesem Zeitpunkte finden.

Ich wählte hierzu im Laokoon die Beschreibungen des Pausanias von den zwey großen Gemälden des Polygnotus in der Lesche zu Delphi, und urtheilte, daß diese offenbar ohne alle Perspektiv gewesen. Eines derselben, höre ich von Herrn Klotz, „soll zu unsern Tagen gleichsam wieder neu seyn geschaffen worden.“ Ich weiß nicht, welches; von dem Werke auf das er mich verweiset, habe ich nur die ersten Bände, und ich befinde mich gerade an einem Orte, wo ich wenig andere Bücher brauchen kann, als die ich selbst besitze. Aber es sey das eine, oder das andere: wenn es in der neuen Schöpfung Perspektiv bekommen hat, so ist es sicherlich nicht das Gemälde des Polygnotus; son-

dern ein Gemälde, ungefähr des nehmlichen Vorwurfs *).

Der Hauptfehler, welcher sich in diesen Gemälden des Polygnotus wider die Perspektiv fand, ist klar und unwidersprechlich. Um sich Platz für so viele Figuren zu machen, hatte Polygnotus einen sehr hohen Gesichtspunkt angenommen, aus welchem der ganze weite Raum vom Ufer, wo das Schiff des Menelaus liegt, bis hinein in die verheerte Stadt, zu übersehen sey. Aber dieser Gesichtspunkt war bloß für die Grundfläche, ohne es zugleich mit für die Figuren zu seyn. Denn weil aus einem so hohen Gesichtspunkte, besonders die Figuren des Vordergrundes von oben herab sehr verkürzt und verschoben hätten erscheinen müssen, wodurch alle Schönheit und ein großer Theil des wahren Ausdrucks verloren gegangen wäre: so ging er davon ab, und zeichnete die Figuren aus dem natürlichen ihrer Höhe ungefähr gleichen Gesichtspunkte. Ja auch diesen behielt er nicht, nach Maßgebung der vordern Figuren, für alle die entferntern Figuren gleich und einerley. Denn da, zu Folge der aus einem sehr hohen Gesichtspunkte genommenen Grundflächen, die Figuren, welche hinter einander stehen sollten, über einander zu stehen kamen, (welches beym Pausanias aus dem öftern ἀνω-

*) S. die Zusätze des Herausgebers, II.

θεν, ἀνωτερω, und dergleichen erhellet): so würden diese entferntere oder höher stehende Figuren, wenn er sie aus dem Gesichtspunkte der Figuren des Vordergrundes hätte zeichnen wollen, von unten hinauf verschoben und verkürzt werden müssen, welches der Grundfläche das Ansehen einer berganlaufenden Fläche gegeben hätte, da es doch nur eine perspektivisch verlängerte Fläche seyn sollte. Folglich mußte er für jede Figur, für jede Gruppe von Figuren, einen neuen, ihrer besondern natürlichen Höhe gleichen Gesichtspunkt annehmen: das ist, er zeichnete sie alle so, als ob wir gerade vor ihnen stünden, da wir sie doch alle von oben herab sehen sollten.

Es ist schwer, sich in dergleichen Dingen verständlich auszudrücken, ohne wortreich zu werden. Man kann aber auch noch so wortreich seyn, und gewisse Leute werden uns doch nicht verstehen; solche nehmlich, denen es an den ersten Begriffen der Sache, wovon die Rede ist, fehlet. Und an diesen fehlet es dem Hrn. Klotz in der Perspektiv gänzlich: denn er versteht sich ja auch nicht einmal auf ihre Terminologie.

„Die gewöhnliche Perspektiv der Alten, sagt er, ist die von uns so genannte Militarperspektiv von oben herein.“ — Nicht jede Perspektiv von oben herein, ist Militarperspektiv. Bey dieser werden zugleich die wahren Maße der Gegenstände überall beybehalten, und nichts

wird nach Erforderniß der Entfernung verkleinert. Folglich ist die Militarperspektiv eigentlich gar keine Perspektiv, sondern ein bloßes technisches Hülfsmittel gewisse Dinge vors Auge zu bringen, die aus einem niedrigen Gesichtspunkt nicht zu sehen seyn würden, und sie so vors Auge zu bringen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ihm bloß erscheinen. In diesem Verstande also von den Alten sagen, daß ihre gewöhnliche Perspektiv die Militarperspektiv gewesen, heißt ihnen in den gewöhnlichen Fällen schlechterdings alle Perspektiv absprechen. Nur diejenige Perspektiv aus einem hohen Gesichtspunkte ist wahre Perspektiv, die alles und jedes nach Maßgebung der Höhe und Entfernung dieses Gesichtspunkts, verkleinert, verkürzt und verschiebt; welches die Militarperspektiv aber nicht thut, und welches auch in den Gemälden des Polygnotus nicht geschehen war.

Eben so wenig wird es in den Münzen geschehen seyn, welche Herr Klotz zum Beweise anführt, wie gut sich die Alten auf die ihm so genannte Militarperspektiv verstanden! Ich mag mir nicht einmal die Mühe nehmen, sie nachzusehen *). Gleichwohl darf er, in dem ihm eigenen Tone, hinzusetzen: „Sollten diese Zeugnisse nicht einmal die ewigen Anklagen der Alten, wegen der Unwissenheit der Perspektiv,

*) S. die Zusätze des Herausgebers, III.

vermindern?" Allerdings sollten sie nicht: sondern Herr Klotz sollte erst lernen, was Perspektiv sey, ehe er einen so entscheidenden Ton sich anmaßt.

„Die Alten, fährt er fort, haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen, und wenn sie den Augenpunkt sehr scharf hätten nehmen wollen, so würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben. Hätten sie das Relief flach gehalten, so würde die Münze ohne Geschmack, gothisch, oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn."

O schön! o schön! Kauderwelscher könnte Krispin in der Komödie, wenn er sich für einen Maler ausgiebt, die Kunstwörter nicht unter einander werfen, als hier geschehen ist. — „Die Alten haben zugleich den Plan von ihren Gebäuden gewiesen." Wie zugleich? zugleich mit den Außenseiten? Wie machten sie das? Zeichneten sie, wie wir in unsern architektonischen Rissen, etwa den Grundriß neben die Faßade? Oder wie? — „Wenn sie den Augenpunkt zu scharf hätten nehmen wollen;" Was heißt das, den Augenpunkt zu scharf nehmen? Heißt das, sich zu scharf an die Einheit des Augenpunkts halten? oder was heißt es? — „So würden sie ein allzu hohes Relief gebraucht haben." Was hat der Augenpunkt mit dem Relief zu thun? Bestimmt der

Augenpunkt, wie hoch oder wie flach das Relief seyn soll? — Hätten sie das Relief flach gehalten;“ — Nun, was denn? was wäre alsdenn geworden? — „so würde die Münze ohne Geschmack, gothisch, oder nach der Art unserer neuen Münzen ausgefallen seyn.“ O Logik, und alle Musen! Ein Mann, der so schließen kann, untersteht sich von der Kunst zu schreiben? Also ist eine Münze von flachem Relief nothwendig ohne Geschmack und Gothisch? Also ist es nicht möglich, daß wir in einem flachen Relief eben so viel erkennen können, als in einem hohen? Also kann in einem flachen Relief nicht eben so viel, ja wohl noch mehr Kunst seyn, als in einem hohen? O Logik, und alle Musen! Der Mann hat läuten hören, aber nicht zusammen schlagen. Weil man das hohe Relief auf Münzen vorzieht, aus der Ursache, daß es Münzen sind, daß es Werke sind, die sich sehr abnutzen; weil man aus dieser Ursache das flache Relief an cursirenden Münzen mißbilliget: daraus schließt er, daß das flache Relief überhaupt ohne Geschmack und gothisch ist? O Logik, und alle Musen!

Zehnter Brief.

Ich sagte in meinem Vorigen, daß ein Gemälde die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren und die Verminderung der Tinten gut genug haben, und dennoch nicht perspektivisch seyn könne; falls ihm die Einheit des Gesichtspunkts fehle.

Gut genug; Sie wissen, was man gut genug heißt. Lassen Sie mich mit diesem gut genug ja nicht mehr sagen, als ich sagen will. Gut genug, wenn man das recht Gute dagegen stellt, ist nicht viel mehr, als ziemlich schlecht.

Denn wie in der Natur alle Phänomene des Gesichts, die Erscheinung der Größe, die Erscheinung der Formen, die Erscheinung des Lichts und der Farben, und die daraus entspringende Erscheinung der Entfernung, unzertrennlich verbunden sind: so auch in der Malerey. Man kann in keiner den geringsten Fehler begehen, ohne daß sie nicht zugleich alle zweydeutig und falsch werden.

Hatte das Gemälde des Polygnotus einen vielfachen Gesichtspunkt: so hatte es nothwendig mehr Fehler gegen die Perspektiv, oder vielmehr kein Stück desselben konnte seine eigentliche Richtigkeit haben; es konnte von allen nur so etwas da seyn, als genug war, ein ungelehrtes Auge zu befriedigen. Hier nenne ich es ein ungelehrtes Auge: an einem andern Orte wer-

de ich es ein unverzärteltes Auge, ein Auge nennen, das noch nicht verwöhnet ist, sich durch den Mangel zufälliger Schönheiten in dem Genusse der wesentlichen stören zu lassen. Räthsel! wird Herr Klotz rufen. Ich mache keinen Anspruch mehr darauf, von ihm verstanden zu werden.

Ein vielfacher Gesichtspunkt hebt nicht allein die Einheit in der Erscheinung der Formen, sondern auch die Einheit der Beleuchtung schlechterdings auf. Was kann aber, ohne Einheit der Beleuchtung, für eine perspektivische Behandlung der Tinten Statt finden? Die wahre gewiß nicht; und jede andere als diese, ist im Grunde so gut als keine; ob sie schon immer auf d e n einigen Eindruck machen kann, der die wahre nirgends gesehen. In einem etwanigen Abfalle von Farben, in Ansehung ihrer Lebhaftigkeit und Reinigkeit, mochte die ganze Luftperspektiv des Polygnotus bestehen.

Selbst die verhältnißmäßige Verkleinerung der Figuren kann in dem Gemälde des Polygnotus nicht gewesen seyn; sondern ungefähr so etwas ihr Aehnliches. Denn man erwäge den Raum von dem Ufer, wo die Flotte der Griechen lag, bis hinein in die verheerte Stadt: und urtheile, von welcher kolossalischen Größe die Figuren des Vordergrundes angelegt seyn müßten, wenn, nach den wahren perspektivischen Verhältnissen, die Figuren des hintersten

Grundes im Geringsten erkenntlich seyn sollten.

Eben das hätte sich Moor fragen müssen, und er würde lieber von gar keiner Perspektiv in dem allegorischen Gemälde des Cebes gesprochen haben. Ich biete dem größten Zeichner Trotz, etwas daraus zu machen, was die Probe halte. Alle bisherige Versuche sind gerade so gerathen, wie sie ungefähr Kinder befriedigen können. Der erträglichste ist der von dem jüngern Merian, welcher ganz von den Worten des Cebes abging, indem er die verschiedenen Umzäunungen in einen schroffen Felsen mit eben so vielen Absätzen verwandelte, und dennoch nichts Perspektivisches heraus bringen konnte. Seine Figuren verjüngen sich von unten bis oben: aber perspektivisch? So wie sich die in dem Gemälde des Polygnotus mögen verjüngt haben! wo man, von dem Schiffe des Menelaus bis hinein in die Stadt, noch das Parderfell erkannte, welches Antenor über die Thüre seines Hauses, zum Zeichen der Verschonung, aufgehangen hatte *).

*) S. die Zusätze des Herausgebers, IV.

Eilfter Brief.

Es würde eine sehr undankbare Arbeit seyn, alle Stellen und Beyspiele zu prüfen, die Herr Klotz, zum Behuf seiner guten Meynung von der Perspektiv der Alten, dem Caylus abborgt, oder aus den Schätzen seiner eigenen Belesenheit beyzubringen vorgiebt. Nur von einigen ein Wort.

Was für eine perspektivische Anordnung kann Caylus in der Aldrovandinischen Hochzeit gefunden haben? Sie hat höchstens keine Fehler gegen die Perspektiv: weil sich der Meister keine Gelegenheit gemacht hatte, dergleichen zu begehen. Er hat alle seine Personen nach der Schnur neben einander gestellt; sie stehen alle auf einem und eben demselben Grunde; wenigstens nicht auf so verschiedenen Gründen, daß die geringste Verjüngung unter ihnen nöthig wäre *).

Das, was Plinius von dem Ochsen des Pausias sagt, zu Perspektiv machen; heißt mit dem Worte tändeln. Es war Perspektiv in dem weitläuftigen Verstande, in welchem sie, wie ich schon erinnert, kein Mensch den Alten abgesprochen hat, noch absprechen kann.

Lauter Wind, wenn Herr Klotz versichert, „daß Lucian von der perspektivischen Anord-

*) S. die Zusätze des Herausgebers, V.

nung in einem Gemälde des Zeuxis so weitläuftig rede, daß diese Stelle bey dieser Streitigkeit nothwendig geprüft werden müsse!" Er nennt sie ungemein entscheidend, und sie entscheidet schlechterdings nichts. Ἀποτειναι τας γραμμας ἐς το εὐθυτατον, was ist es anders, als ein korrekter Contour? was die ἀκριβὴς κρασις, ἐυκαιρος ἐπιβολη των χρωματων anders, als die schicklichste Verbindung und fleißige Verschmelzung der Localfarben? Das σκιασαι ἐς δεον ist die gute Vertheilung von Licht und Schatten; mit Einem Worte, das Helldunkle. Der λογος τε μεγεθες, ist nicht das Verhältniß der scheinbaren Größen, in Absicht der Entfernung, sondern das Verhältniß an Größe wirklich verschiedener Körper; namentlich in dem Gemälde, wovon die Rede ist, das Verhältniß der jungen Centauren gegen die alten. Die ἰσοτης των μερων *) προς το ὁλον, die ἀρ-

*) Herr Kloß muß sich einbilden, daß er seinen Lesern weiß machen kann, was ihm beliebt, und daß sie ihm auf sein Wort glauben müssen, was er will. „Einige Ausgaben, sagt er, haben των μετρων: welche Lesart mir richtiger scheinet, obgleich jene sich auch vertheidigen läßt." Nicht einige, sondern die meisten Ausgaben und Handschriften lesen μετρων: der Verstand aber duldet dieses μετρων, wie Grävius erwiesen hat, so wenig,

μονια, ist das Ebenmaß der Theile zu dem Ganzen, der Glieder zu dem Körper, die Uebereinstimmung des Verschiednen. Und nun frage ich: welches von diesen Stücken bezieht sich nothwendig auf die Perspektiv? Keines; jedes derselben ist ohne Unterschied allen Gemälden, auch denen, in welchen gar keine Perspektiv angebracht worden, den Gemälden eines einzeln Gegenstandes, dem bloßen Porträt, wenn

daß es lächerlich ist zu sagen, es scheine die richtigere Lesart zu seyn, wenn man sie noch dazu für die ungewöhnlichere ausgiebt. Die Mehrheit der Handschriften und Ausgaben ist das einzige, was sie für sich hat: und ich möchte doch wissen, wie sie Herr Klotz sonst vertheidigen wollte. Er zieht sie bloß vor, um etwas von Mensuren in der Stelle zu finden, die er auf die Verhältnisse der Perspektiv deuten könnte. — Sonst muß ich noch erinnern, daß Lucian nicht in seinem Herodotus, wie Herr Klotz citirt, sondern im Zeuxis dieses Gemälde beschreibt; und daß, wenn Herr Klotz sagt, „die Kopie desselben sey in Rom gewesen, da das Original, welches Sulla nach Rom schicken wollen, im Schiffbruch untergegangen," es das erstemal für Rom, Athen heißen muß. Von dergleichen Fehlern, welche die Eilfertigkeit des Schreibers verrathen, wimmelt das Buch.

es schön und vollkommen seyn soll, unentbehrlich. Es sind Eigenschaften eines guten Gemäldes überhaupt, bey welchen das Perspektivische seyn und nicht seyn kann.

Mich dünkt sogar, aus einem Zuge Lucians selbst beweisen zu können, daß dieses Gemälde des Zeuxis von der Seite der Perspektiv sehr mangelhaft gewesen. Denn wenn er den alten Centaur beschreiben will, so sagt er: ἄνω δε της εικονος, οιον ἀπο τινὸς σκοπης Ἱπποκενταυρος τις επικυπτει γελων: er sey oben an dem Bilde zu sehen gewesen, und habe sich von da, gleichsam wie von einer Warte, gegen seine Jungen lachend herabgeneigt. Dieses gleichsam wie von einer Warte, scheinet mir nicht undeutlich anzuzeigen, daß Lucian selbst nicht gewiß gewesen, ob diese Figur nur rückwärts oder auch zugleich höher gestanden. Ich glaube die Anordnungen des alten Basreliefs zu erkennen, wo die hintersten Figuren immer über die vordersten wegsehen, nicht weil sie wirklich höher stehen, sondern bloß, weil sie weiter hinten zu stehen scheinen sollen. Jedoch will ich damit nicht sagen, daß die Stellung der Figuren, so wie sie Lucian beschreibt, nicht einer völlig richtig perspektivischen Behandlung fähig wären: sondern ich will nur sagen, daß, wenn Lucian eine dergleichen Behandlung vor sich gehabt hätte, er sich schwerlich darüber so dürfte ausgedrückt haben.

Endlich auf die bisher unbemerkte Stelle des Philostratus zu kommen: so weiß ich nicht, welches die größere Armseligkeit ist, sie eine bisher unbemerkte Stelle zu nennen, oder Perspektiv in ihr finden zu wollen. Philostratus rühmt an den Gemälden des Zeuxis, des Polygnotus, des Euphranor, το ἐυσκιον, die gute Schattirung; το ἐυπνουν, das Lebende; und το ἐισεχον και ἐξεχον, das Heraussspringende und Zurückweichende. Was haben diese Eigenschaften mit der Perspektiv zu thun? Sie können alle in einem Gemälde seyn, wo gar keine Perspektiv angebracht, wo sie mit den gröbsten Fehlern angebracht ist. Sie beziehen sich insgesammt auf die kräftige Wirkung des Schattens, durch welchen allein wir die tiefern Theile eines Körpers von den hervorragenden unterscheiden; welcher allein es macht, daß die Figur sich rundet, aus der Tafel oder dem Tuche gleichsam hervortritt, und nicht das bloße Bild des Dinges, sondern das Ding selbst zu seyn scheinet. Mußte des Apelles Alexander, mit dem Blitze in der Hand, von welchem Plinius sagt, digiti eminere videbantur, & fulmen extra tabulam esse, mußte er darum, weil er das ἐισεχον und ἐξεχον in so hohem Grade hatte, nothwendig auch ein Werk seyn, welches Perspektiv, und eine richtige Perspektiv zeigte? Und dennoch darf Herr Klotz von der Stelle des Philostratus sagen: „sie

kann von nichts anders handeln, als von der Kunst des Malers, gewisse Dinge auf dem Vordergrunde und andere auf dem Hintergrunde des Gemäldes erscheinen zu lassen, andere zu entfernen, und andere dem Auge zu nähern." Nein, kahler und zugleich positiver kann sich kein Mensch ausdrücken, als Herr Klotz! Sie kann von nichts anders handeln! Und gleichwohl handelt sie von etwas anderm. Wenn sie aber auch wirklich davon handelte, wovon Herr Klotz sagt, wäre dadurch die Perspektiv der alten Gemälde erwiesen? Wer hat denn in der Welt, indem er ihnen die Perspektiv abgesprochen, ihnen zugleich alle verschiedene Gründe, alle Entfernungen absprechen wollen? „Ist aber dieses Verschießen, fährt Herr Klotz fort, diese Schwächung, oder stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe, nicht eine Folge einer wohlbeobachteten Perspektiv?" Was steht von alle dem in der Stelle des Philostratus? Kein Wort. Und wie schielend heißt es sich ausdrücken, das, wodurch eine Sache wirklich wird, zu einer Folge dieser Sache zu machen? Denn nicht die stufenweise Verringerung des Lichts und der Farbe ist eine Folge der wohlbeobachteten Perspektiv, sondern diese ist vielmehr eine Folge von jener. Doch das Schielende ist der eigentliche Charakter des Klotzischen Styls, und es steht in keines Menschen Macht, von einer Sache, die er nicht versteht, anders als schielend zu sprechen.

Wenn er denn nur bescheiden spricht, im Fall er sich gezwungen sieht, von einer solchen Sache zu sprechen! Aber zugleich den Ton eines Mannes annehmen, von dem man neue Entdeckungen darin erwarten darf, ungefähr wie dieser: „Ich will noch eine andere bisher unbemerkte Stelle aus dem Philostratus herschreiben:" was dünkt Ihnen davon, mein Freund? Eine bisher unbemerkte, und folglich von Herrn Kloß zuerst, von ihm allein bemerkte Stelle! Ist sie das, diese Stelle des Philostratus? Nichts weniger. Er selbst findet sie bereits vom Junius und Scheffer genutzt: aber freylich mag es weder Junius noch Scheffer seyn, dem er ihre erste Nachweisung zu danken hat. Ich denke, ich kenne den rechten, dem Herr Kloß seinen kleinen Dank hier schuldig bleibt. Es ist unstreitig Du Soul: denn als er in der Reizischen Ausgabe des Lucian jene Beschreibung von dem Gemälde des Zeuxis nachlas, fand er in den Anmerkungen dieses Gelehrten, bey dem σκιάσαι ἐς θεον nicht allein einen Ausfall wider die Perraults, als Verächter der alten Malerey, sondern auch die nehmliche Stelle des Philostratus dabey angeführt *). Nun schlug Herr

*) At, si Perraltos audias, hoc pictoribus antiquis ne in mentem quidem venerat. Vid. Philost. p. 71. & Junius de Pict. Vet. III. 3.

Klotz selbst nach, und weil er das, was Du Soul nur der Seite nach citirt hatte, auch nach dem Kapitel citiren zu können, für sich aufbehalten sah: so glaubt er Recht zu haben, etwas, das Er bisher noch nicht bemerkt hatte, überhaupt bisher unbemerkt nennen zu dürfen. Der Unterschied mag wohl so groß nicht seyn: ich fürchte nur, es wird ein dritter kommen, der auch Herrn Klotz die erste Bemerkung durch eine noch genauere Citation streitig macht. Denn so wie Herr Klotz die Anführung des Du Soul Philost. p. 71. durch Philost. Vit. Apollon. c. 20. p. 71. berichtiget, so läßt sich seine Anführung, durch Einschiebung Lib. II. gleichfalls noch mehr berichtigen. Denn das Leben des Apollonius hat acht Bücher; und es wäre schlimm, wenn der, welcher die Ausgabe des Olearius nicht hat, in allen acht Büchern darnach suchen müßte.

Sie lachen über mich, daß ich mich bey solchen Kleinigkeiten aufhalten kann. — Ja wohl Kleinigkeiten! Wenn man denn nun aber einen Mann vor sich hat, der sich mit solchen Kleinigkeiten brüstet? — B i s h e r u n b e m e r k t! V o n m i r z u e r s t b e m e r k t! — Ist es nicht gut, daß man diesem Manne zum Zeitvertreibe einmal weiset, daß er auch in solchen Kleinigkeiten das nicht ist, was er sich zu seyn einbildet?

Sogar Webb hat diese Stelle des Philostratus gebraucht *).

Zwölfter Brief.

Wahrhaftig, Sie haben Recht: das hätte ich bedenken sollen. Allerdings ist Herr Klotz der erste, welcher die Stelle des Philostratus bemerkt hat; nicht zwar nach ihren Worten, aber doch nach ihrem geheimen Sinne. Denn wem ist es vor ihm eingekommen, das geringste von Perspektiv darin zu finden? Junius, Scheffer, Du Soul, Webb, haben sie alle bloß von der Schattirung verstanden. Die guten Leute! Von der Perspektiv ist sie zu verstehen: Herr Klotz ist der erste, der dies sagt, — und auch der letzte, hoffe ich.

Aber lassen Sie mich nicht vergessen, bey welcher Gelegenheit Herr Klotz die Ausschweifung über die Perspektiv der Alten in seinem Buche macht. Ohne Zweifel bey der großen Menge geschnittener Steine, welche sie unwidersprechlich beweisen! Ja wohl: und wie viele meynen Sie, daß er deren anführt? In allen, Summa Summarum, richtig gerechnet, —Einen. Und dieser Eine ist gerade der, von welchem Herr Lippert, aus dem er ihn anführt, ausdrücklich sagt, „daß er gewiß glaube, er sey

*) S. 100. deutsche Uebersetzung.

der einzige in seiner Art; denn unter so vielen Tausenden, die er gesehen, habe er nichts ähnliches angetroffen, wo die Perspektiv so wäre beobachtet worden."

„Ueberhaupt, sagt Herr Lippert *), ist die Perspektiv bey den Alten sehr geringe. Es hat aber doch Leute gegeben, die solche als ein Wunderwerk an ihnen gelobt. Aber wie weit kann die Liebhaberey einen nicht treiben? Wenn ich die Beschreibung oder Erklärung eines alten Werks etwa in einem Buche gelesen, worinnen von dessen schöner Perspektiv etwas gesagt worden, habe ich auch allemel lachen müssen; denn das sonst accurate Kupfer hat mir allemal das Gegentheil gezeigt. Denn ich konnte an dem Bilde nicht einen einzigen Zug, der nach den Regeln dieser Wissenschaft gewesen wäre, erkennen, aber wohl solche Fehler, die man auch einem Anfänger in dieser Wissenschaft nicht vergeben würde. Die Alten ahmeten die Dinge so ungefähr nach, wie sie sich dem Auge darstellten, ohne die Regeln und Ursachen zu wissen, warum die entfernten Dinge im Auge verkürzt oder kleiner erscheinen. Es ist aber etwas sehr gemeines, daß man von Sachen urtheilet, wovon man doch nichts versteht."

Wie kömmt es, da Herr Klotz sonst sich die Einsichten des Herrn Lippert so frey zu Nutze

*) Daktyl. Vorbericht. S. XVIII.

gemacht, daß er es nicht auch in diesem Punkte gethan? Herr Lippert sagt nichts mehr, als was alle Künstler sagen. Er nicht allein, sie alle lachen, wenn ihnen der Gelehrte in den alten Kunstwerken Perspektiv zeigen will. Aber Herr Klotz hatte bereits seinen Entschluß genommen; seine Ehre war einmal verpfändet; er hält bey der Stange. Der Künstler, denkt er, sind so wenige; laß sie lachen! Sie können dich doch nicht um dein Ansehn lachen, das sich auf den Beyfall ganz anderer Leute gründet!

Und hat er nicht seinen Caylus zum Rückenhalter! Auch noch Einen solchen Mann möchte er sich gern davon aussparen. Aber ich fürchte, daß ihn dieser im Stiche läßt: denn dieser fand in der Folge das Perspektivische in den Herkulanischen Gemälden nicht, welches er sich damals darin zu finden versprach, als er nicht sogar unverhörter Sache die Alten desfalls verdammt wissen wollte *).

Daß solches auch mehr geschehen zu seyn schien, als wirklich geschehen war, zeigt sich nunmehr in den Nachrichten von Künstlern und Kunstsachen, deren Verfasser gewiß nicht proletarische Kenntnisse von beyden besitzt. Ich hätte daher gern den Herrn Klotz an diesen

*) Bibl. der sch. Wissensch. und der fr. K. Band VI. Stück 2. S. 676. verglichen mit S. 185. der Betrachtungen über die Malerey.

Schriftsteller verwiesen. Aber seine Deutsche Bibliothek ist mir zuvorgekommen, und hat diesen Schriftsteller bereits an Herrn Klotz verwiesen. Diesen Schriftsteller an Herrn Klotz! Nun das ist wahr: die deutsche Bibliothek versteht sich darauf, welcher Gelehrte von dem andern noch etwas lernen könnte! Welch ein unwissender Mann ist dieser Schriftsteller, der uns auf einen Daniel Barbaro, auf einen Lomazzo, auf einen Fonseca, ja gar auf den pedantischen Commentator eines wunderlichen Poeten, wegen der Perspektiv der Alten verweiset, und gerade die beyden Hauptabhandlungen des Sallier und Caylus, in den grundgelehrten Werken der französischen Akademie der Inschriften, aus welchen Herr Klotz seine Weisheit, wie aus der Quelle geschöpft, gar nicht zu kennen scheint!

Freylich ist das arg: aber doch, dächte ich, stellt sich die deutsche Bibliothek diesen Schriftsteller ein wenig gar zu unwissend vor. Weil er in das Verzeichniß der Kupferstiche nach dem Michel Angelo, auch ein Blatt von dem so genannten Petschaftringe dieses Meisters bringt: so möchte sie lieber gar argwohnen, „er habe geglaubt, Michel Angelo sey der Verfertiger davon gewesen.“ Nein, das kann er nicht wohl geglaubt haben; denn drey Zeilen darauf führt er den Titel einer Schrift an, wo dieser Petschaftring ausdrücklich une Cornaline an-

tique, nommée le cachet de Michelange, heißt. Und so viel Französisch mag er doch wohl verstehen!

Dreyzehnter Brief.

Warum sollte der Liebhaber die Abbildung eines alten geschnittenen Steines, den Michel Angelo so werth hielt, der mit unter die Antiken gehöret, nach welchen Michel Angelo studierte, aus welchem Michel Angelo sogar Figuren entlehnte, nicht in eben das Portefeuille mit legen dürfen, in welchem er die Kupfer nach diesem Meister aufhebt? Sind doch die Kupfer der ganzen ersten Klasse, welche die Bildnisse desselben vorstellen, eben so wenig Kupfer nach Gemälden von ihm. Genug, daß sie eine so genaue Beziehung auf ihn haben.

Das fühlt jeder: nur ein Kritikaster, wie F. will es nicht fühlen. Denn hier, oder nirgends kann er einen Brocken Weisheit wieder auskramen, den er sich selbst erst gestern oder ehegestern einbettelte. „Wie kömmt, fragt er, unter das Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers das berühmte Cachet de Michelange?“ Hat der Schriftsteller, den er zu hofmeistern denkt, ein Verzeichniß der Arbeiten dieses Künstlers liefern wollen? Ich denke, bloß ein Verzeichniß der Kupferstiche von verschiedenen Arbeiten desselben:

und es fehlt viel, daß sie alle gestochen seyn sollten. Der Verfasser, fährt er fort, wird doch nicht geglaubt haben, daß er der Verfertiger desselben gewesen. Nun ja; ein Mann, der das Leben dieses Künstlers aus dem Condivi und Gori, aus dem Vasari und Bottari sich bekannt gemacht hat, kann freylich so viel nicht wissen, als Herr F., der den Artikel im Füßlin von ihm gelesen. Von so einem Manne kann man freylich ohne Bedenken schreiben: Ueberhaupt muß er dieses berühmte Werk der Steinschneidekunst gar nicht kennen. Und warum denn nicht? Hören Sie doch den schönen Grund! Weil er hinzu gesetzt hat: „Die Abdrücke ohne Buchstaben sind schön und rar." Dieses versteh ich nicht! ruft Herr F.— Nicht? Herr F. hat doch wohl nicht das auf die Abdrücke des Steins gezogen, was der Verfasser von den Abdrücken der Piccartschen Platte sagt?

Und solches Zeug in den Tag hinein schreiben, nennen die Herren kritisiren. War es nicht auch eben dieser F., welcher in einem von den vorhergehenden Stücken der Bibliothek einem Schriftsteller, dem er doch ja von weitem erst möchte nachdenken lernen, ehe er das geringste an ihm aussetzt, Schuld gab, er habe nicht gewußt, was ein Torso sey?

Wie glauben Sie, daß dem armen Schriftsteller zu Muthe werden muß, wenn er sich so etwas gerade auf den Kopf zugesagt findet? Nur neulich ward es mir auch so gut, eine kleine Erfahrung davon zu machen.

Ich lese eine Recension von dem neuesten Werke des Herrn Winkelmanns *), und auf einmal stoße ich auf folgende Stelle: „Beym Laokoon gedenkt Hr. Winkelmann Hrn. Lessings als eines einsichtsvollen und gelehrten Schriftstellers, bleibt aber dabey, es wahrscheinlicher zu finden, daß die Künstler des Laokoon in die schönsten Zeiten gehören; nicht zwar nach Widerlegung des Lessingischen Grundes, der aus der Zusammenstellung dieser Künstler mit jüngern beym Plinius, und aus dem ganzen Zusammenhange genommen ist, sondern durch Anführung zweyer neuen Gründe, von denen der eine das Alter der Buchstabenzüge auf der zu Nettuno gefundenen Steinschrift mit dem Namen des Athenodors, Agesanders Sohns, der andere die Arbeit an der Gruppe selbst, ist. Denn diese kömmt an den Köpfen der beyden Söhne vollkommen mit den beyden Ringern zu Florenz, in welchen Herr W. Söhne der Niobe entdeckt hat, überein. Da hier Herr W. seines Landsmannes Erwähnung thut, so dürfte

*) Göttingische Anzeige 22. und 23stes Stück vom Jahr 1768. S. 176.

es jemanden wundern, warum er nicht beym Borghesischen Fechter eben desselben Deutung dieses Fechters auf den Chabrias angeführt hat; allein diese Vorbeylassung gereicht dem Herrn Winkelmann zur Ehre; er hätte Herrn Lessing sagen müssen, daß er jenen Fechter mit einer Statue in Florenz verwechselt hat, welche im Museum Florent. Tab. 77. unter dem Namen Miles Veles steht, und einen ähnlichen Ausfall thut, aber doch nicht ubnixo genu scuto."

Wer vom Himmel fiel, das war ich! Du hast nicht recht gelesen! sagt' ich mir. Ich las nochmals, und nochmals: je öfter ich las, je betäubter ward ich. Noch jetzt weiß ich nicht, was ich anders aus der letzten Hälfte dieser Stelle machen soll, als ein christliches Präservativ, über den Anfang derselben nicht allzustolz zu werden.

Verwechselt soll ich den Borghesischen Fechter, und mit einer Statue in Florenz verwechselt haben? Aus Großmuth soll mir Hr. Winkelmann diese Verwechslung nicht aufgemutzt haben? Aber der Recensent ist so großmüthig nicht: er mutzt mir sie auf. Bey allem, was mir werth ist! ich wollte diesem für seine Aufrichtigkeit, so sehr sie mich auch beschämen möchte, unendlich mehr verbunden seyn, als dem Hrn. Winkelmann für seine Großmuth, die mich lieber nicht belehren, als beschämen will! Aber wie kann ich?

Herr Winkelmann konnte mich schlechterdings nicht beschämen, ohne sich selbst zu beschämen. Denn wenn ich den Borghesischen Fechter verwechselt habe, so hat auch Er ihn verwechselt. Ich habe keine andere Statue gemeynet, als die Er unter diesem Namen meynet; keine andere, als die Ihm der Herr von Stosch für einen Diskobulus einreden wollte; keine andere, als die Er eben so wenig für einen Fechter als für einen Diskobulus, sondern für einen Soldaten erkennet, der sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hatte. Diese, diese Statue habe ich auf den Chabrias gedeutet; und ist diese Statue nicht der Borghesische Fechter, ist sie der Miles Veles in dem Florentinischen Museo: wie gesagt, so hat beyde diese Werke Herr Winkelmann selbst, und zuerst verwechselt; seine Verwechslung hat die meinige veranlaßt.

Kein Mensch wird das von Herrn Winkelmann glauben wollen: aber demungachtet wohl von mir. Denn ich, ich bin nicht in Italien gewesen; ich habe den Fechter nicht selbst gesehen! — Was thut das? Was kömmt hier auf das Selbstsehen an? Ich spreche ja nicht von der Kunst; ich nehme ja alles an, was die, die ihn selbst gesehen, an ihm bemerkt haben; ich gründe ja meine Deutung auf nichts, was ich allein daran bemerkt haben wollte.

Und habe ich denn nicht Kupfer vor mir gehabt, in welchen die ganze Welt den Borghesischen Fechter erkennet? Oder ist es nicht der Borghesische Fechter, welcher bey dem Perrier (Taf. 26. 27. 28. 29.) von vier Seiten, bey dem Maffei (Taf. 75. 76.) von zwey Seiten, und in dem lateinischen Sandrart (S. 68.) gleichfalls von zwey Seiten erscheinet? Diese Blätter, erinnere ich mich, vor mir gehabt zu haben; den Miles Veles in dem Florentinischen Museo hingegen nicht: wie ist es möglich, daß ich beyde Figuren demungeachtet verwechseln können?

Endlich, worin habe ich sie denn verwechselt? Man verwechselt zwey Dinge, wenn man dem einen Eigenschaften beylegt, die nur dem andern zukommen. Welches ist denn das Eigene des Miles Veles, das ich dem Borghesischen Fechter angedichtet hätte? Weil beyde einen ähnlichen Ausfall thun: so hätte ich sie verwechseln können; aber muß ich sie darum verwechselt haben?

Ich werde die erste Gelegenheit ergreifen, den Göttingischen Gelehrten inständigst um eine nähere Erklärung zu bitten.

Was noch überhaupt gegen meine Deutung jenes sogenannten Fechters bisher erinnert worden, ist nicht von der geringsten Erheblichkeit. Man hätte mir etwas ganz anders einwenden können: und die Wahrheit zu sagen, nur diese

Einwendung erwarte ich, um sodann entweder das letzte Siegel auf meine Muthmaßung zu drücken, oder sie gänzlich zurück zu nehmen *).

Vierzehnter Brief.

Und nun fragen Sie mich: was ich von dem Buche des Herrn Klotz überhaupt urtheile?

Wollen Sie auch glauben, daß ich ohne Groll urtheile? daß ich nicht anders urtheilen würde, wenn er mich eben so oft darin gerühmt hätte, als er mich getadelt hat?

So urtheile ich: daß das Buch des Herrn Klotz über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke ein ganz nützliches Buch für den seyn kann, welcher von der darin abgehandelten Materie ganz und gar nichts weiß, und sich in der Geschwindigkeit eine Menge Ideen davon machen will, ohne daß ihm an der Deutlichkeit und Richtigkeit dieser Ideen viel gelegen ist.

Wenn Mariette, wenn Caylus, wenn die Ausleger und Beschreiber der verschiednen Daktyliotheken, wenn Winkelmann und Lippert das Ihrige zurücknehmen, so steht die Krähe wieder da!

*) S. die Zusätze des Herausgebers, VI.

Hätte Herr Klotz bloß aus fremden, seltnen Büchern zusammen getragen: so könnten wir ihm noch Dank wissen. Was ein Deutscher einem Ausländer abnimmt, sey immer gute Prise. Aber sollte er seine eigene Landsleute plündern?

Erlauben Sie mir, Ihnen die nähern Erörterungen hierüber nach und nach zukommen zu lassen.

Funfzehnter Brief.

Sie scheinen, zur Entschuldigung des Herrn Klotz zu glauben, daß man in dergleichen Dingen nichts anders thun könne, als zusammen tragen.

Doch wohl! — und wenigstens kann man als ein denkender Kopf zusammen tragen.

Herr Klotz hat auch selbst geglaubt, daß sich etwas mehr dabey thun lasse; und hat sich sogar geschmeichelt, etwas mehr gethan zu haben. „Der Gebrauch der Quellen, sagte er, die Anordnung der Sachen, und einige eigene Bemerkungen werden diesen Aufsatz gegen den Vorwurf der Compilation schützen.“

Einige eigene Bemerkungen? klingt bescheiden genug! Aber welches diese eigene Bemerkungen sind, kann man nicht eher sagen, als bis man die fremden und geborgten davon abgesondert hat. Was übrig bleibt, ist freylich sein.

Die Anordnung der Sachen? — Mit dieser ist es nicht bloß gethan, um aus einem Compilator ein Autor zu werden. Seine eigene Ordnung hat jeder Compilator.

Der Gebrauch der Quellen? — Auch der Compilator sollte diese wenigstens verificiren.

Und ist es auch wahr, daß Herr Klotz sie immer gebraucht hat? Lassen Sie uns doch eine Seite, wie sie mir in die Hand fällt, untersuchen.

„Die geschnittenen Steine, schreibt Hr. Klotz, machten noch einen andern Theil des Schmuckes aus. Das Frauenzimmer suchte verschiedentlich ihrem Putze dadurch einen größern Glanz zu verschaffen. Hierzu nahm man die erhaben geschnittenen Steine, und eine gute Vereinigung dieser vortrefflichen Werke mit dem übrigen Schmucke mußte in den Augen der Zuschauer eine ungemein schöne Wirkung thun.“

Hierüber führt Herr Klotz den Bartholinus an *). Den Bartholinus! Ist Bartholinus eine Quelle? Er hätte die entscheidendste von den Stellen der Alten anführen sollen, auf die sich Bartholinus gründet.

Herr Klotz fährt fort: „Auch das männliche Geschlecht besetzte die Kleidung mit Steinen;“ und beruft sich desfalls auf den Claudian **). Aber dort, bey dem Claudian, ist nicht die ge-

*) De armillis veter. p. 13. & 35.
**) De Laudib. Stil. Lib. II. v. 89.

ringste Spur von geschnittenen Steinen; der Dichter redet bloß von Togen, von Harnischen, von Helmen, von Gehenken und Heften, von Kronen, mit Edelsteinen besetzt; es kann wohl seyn, daß unter diesen auch geschnittene waren; aber das ist nur zu vermuthen, und von dieser Vermuthung muß Claudian nicht Gewähr leisten sollen.

„Caligula, fügt Herr Kloß hinzu, ahmte in diesem Stücke der Verschwendung des weiblichen Geschlechts nach." Und das soll Suetonius*) versichern. Aber das Zeugniß des Suetonius ist hier gedoppelt gemißbraucht. Denn einmal redet Suetonius gleichfalls bloß von Edelsteinen, die Caligula sogar auf seinen Reise- und Regenkleidern getragen, (gemmatas indutus pænulas) und daß es geschnittene Edelsteine gewesen, ist der Zusatz des Hrn. Kloß. Zweytens sagt auch Sueton nicht, daß Caligula hierin der Verschwendung des weiblichen Geschlechtes nachgeahmt: denn er sagt weder, daß das weibliche Geschlecht sich einer solchen Verschwendung in geschnittenen Steinen schuldig gemacht, noch daß es Caligula ihm darin nachgethan. Der vestitus non virilis, den Sueton dem Caligula zur Last legt, bezieht sich nicht auf den Gebrauch der Edelsteine, sondern anderer Kleidungsstücke, die dem weiblichen Ge-

*) In Calig. c. 52.

schlechte eigen waren; auf die Cyklas, auf den Soccus.

Nun sagen Sie mir: heißt das Quellen brauchen? Ist es genug, um dieses von sich zu versichern, daß man den untersten Rand des Blattes mit Namen klassischer Schriftsteller umzäunt? Oder muß man die Schriftsteller auch selbst nachgesehen haben, und gewiß seyn, daß sie wirklich das sagen, was man sie sagen läßt?

Einige Seiten vorher, schreibt Herr Klotz: „um den Ring des Prometheus, von welchem man den Ursprung der in Ringe gefaßten Steine hergeleitet hat, bekümmere ich mich nicht." Sehr wohl! Aber warum führt er dieses Ringes wegen den Isidorus an? Man muß den Isidorus oft anführen, weil er nicht selten Bücher gebraucht hat, die hernach verloren gegangen. Aber warum hier? Hier ist Isidorus der wörtliche Ausschreiber des ältern Plinius; Plinius ist hier die Quelle *), und diesen hätte Herr Klotz anführen müssen.

Es ist ein seltsamer Kniff mehrerer Gelehrten, über die bekannteste Sache gerade den unbekanntesten Schriftsteller anzuführen; damit sie ihre Nachrichten ja aus recht besondern Quellen zu haben scheinen.

Ein anderer ist dieser: daß sie, anstatt den Hauptort anzuführen, wo von der Sache, die

*) Libr. XXXIII. Sect. 4. & Libr. XXXVII. Sect. 1.

sie erörtern wollen, geflissentlich und umständlich gehandelt wird, sich auf Stellen beziehen, wo man dieser Sache nur im Vorbeygehen gedenkt, um ihre Scharfsichtigkeit bewundern zu lassen, oder auch nicht der geringste Nebenzug entwischte.

Z. E. um zu beweisen, „daß man in Rom sogar die Bildsäulen mit Ringen gezieret,“ würde der gute einfältige Gelehrte geradezu den Plinius anführen*), wo dieser ausdrücklich von den Ringen handelt und sich wundert, daß unter den Bildsäulen der römischen Könige im Capitol nur Numa und Servius Tullius einen Ring haben. Aber nicht so Herr Klotz und seines gleichen: sie führen lieber eine Stelle des Cicero an**), wo unter verschiedenen Merkmahlen, aus welchen erhelle, daß eine gewisse Statue eben sowohl die Statue des Scipio Afrikanus sey, als eine andere dafür erkannte, auch mit des Ringes gedacht wird.

*) Libr. XXXIII. Sect. 4.

**) Herr Klotz führt sie noch dazu mit einem Fehler an; denn sie steht nicht in dem ersten Briefe des vierten, sondern des sechsten Buches an den Atticus. Dergleichen Druckfehler sind bey Herrn Klotz sehr häufig, so daß besonders von seinen Anführungen der klassischen Schriftsteller, unter zwölfen gewiß immer achte uns in April schicken.

Doch Herr Klotz habe es hiermit halten können, wie er gewollt: wenn ich nur sonst seinen Scharfsinn weniger dabey vermißte! Weder die Stelle des Cicero, noch die ausdrücklichere des Plinius beweisen, daß es wirklich Ringe gewesen, welche diese Bildsäulen gehabt; es werden, allem Ansehen nach, nur durch die Sculptur angedeutete, und mit eines jeden Symbolum bemerkte Ringe gewesen seyn. Waren es aber nur solche: so mußte sie Herr Klotz gar nicht anführen; denn in der Sculptur bloß nachgeahmte Ringe, konnten die wirklichen Ringe weder nothwendiger noch häufiger machen. Man bedenke, wie abstehend ein einzelner Finger von den andern hätte müssen gearbeitet seyn, wenn man einen wirklichen Ring daran hätte stecken wollen; und erinnere sich, daß es der alten Meister Sache nicht war, dergleichen Extremitäten so zerbrechlich auszuführen.

Aber der Fehler des Herrn Klotz ist es überhaupt nicht, allzuviel zu bedenken. Vielmehr weiß ich zuverläßig voraus, daß er jeden feinern Unterschied, mit dem man seine Gelehrsamkeit auf die Kapelle bringt, für Sophisterey erklären wird.

Sechzehnter Brief.

Laufen Sie geschwind die ganze Schrift des Herrn Klotz mit mir durch. Es ist am besten, daß ich Ihnen in eben der Ordnung, in welcher Herr Klotz sein Buch geschrieben, mein Urtheil darüber erhärte. Mehrere Beweise, wie schlecht er die Quellen gebraucht hat, werden uns bey jedem Schritte aufstoßen.

Den Eingang (von Seite 1—16.) lassen Sie uns überschlagen. Er enthält sehr viel gemeine, sehr viel schwanke, sehr viel falsche Gedanken, in einem sehr pompösen und dennoch sehr lendenlahmen Styl. Das liebe Ich herrscht in allen Zeilen bis zum Ekel. „Ich will die Lehrer der Wissenschaften auf gewisse Dinge aufmerksamer machen! Möchten sie doch von mir lernen wollen! Ich will ihnen eine kleine Anweisung geben! Ich will sie gleichsam bey der Hand ergreifen, und sie zu den Werken berühmter Künstler des Alterthums führen! Ich will ihnen diese Werke zeigen ꝛc.“

Endlich und endlich kömmt er, aber wiederum mit einem solchen Ich, zur Sache. „Ehe ich, schreibt er, meine Leser von der Vortrefflichkeit der geschnittenen Steine und ihrem vielfachen Nutzen unterrichte, muß ich einige Anmerkungen von der Kunst in Stein zu schneiden und ihrer Geschichte, von den berühmtesten Künstlern, deren Werke wir noch

bewundern, von dem mancherley Gebrauche der geschnittenen Steine, und ihren Abdrücken vorausschicken."

Sie wissen doch, was die französischen Taktiker Enfans perdus nennen? Wenn es die besten Soldaten sind, welche der General dazu aussucht, so kann ich ihren Namen hier nicht nutzen. Ist es aber Gesindel, an dem nicht viel gelegen, so glaube ich, wird ihre Benennung auf die voraus geschickten Kenntnisse des Herrn Klotz vortrefflich passen. Ich verspreche es Ihnen: was nicht ganz davon in die Pfanne gehauen wird, soll wenigstens nicht gesund nach Hause kommen.

Erst spricht er von dem hohen Alter der Kunst in Stein zu schneiden. Um den Ring des Prometheus, wie Sie schon gehört haben, will er sich nicht bekümmern. Was hätte er sich auch darum zu bekümmern? Hat jemand behauptet, daß in den Stein desselben etwas geschnitten gewesen? Aber so vermengt er mit Fleiß das Alterthum und den Gebrauch der Ringe und Edelsteine überhaupt, mit dem Alterthume und dem Gebrauche der geschnittenen Steine insbesondere, um aus dem Kirchmann de annulis, und dergleichen Büchern, eine Menge Dinge abschreiben *) zu können, die wenig oder gar

*) Denn der ist doch wirklich ein bloßer Abschreiber, der auch die Druckfehler in den

nicht zur Sache gehören. Die gemißbrauchten Stellen des Claudians und Suetons, so wie den albernen Einfall von wirklichen Ringen an Statuen, habe ich in meinem Vorigen bereits gerügt: und wie vieles könnte ich noch gegen den übrigen Wust rügen!

Ich könnte zum Exempel Herrn Klotz fragen, mit was für Recht er alle die Daktyliotheken, die er aus dem Plinius beybringt, zu Sammlungen, geschnittener Steine macht? Es waren Sammlungen von Edelsteinen, gefaßt oder ungefaßt; und wenn sich geschnittene darunter fanden, so war deren, aller Wahrscheinlichkeit nach, die kleinste Anzahl. Denn nur die mindesten kostbaren Steine wurden gewöhnlicher Weise geschnitten: die eigentlichen Edelsteine aber hatten, als bloße Steine, bey den Alten viele so eifrige Bewunderer, daß sie es für ein Verbrechen hielten, dergleichen Kleinode, in welchen die Natur sich ihnen in aller ihrer Herrlichkeit zeigte, durch die Kunst verle-

Allegaten mit abschreibt. Z. E. Auf der 19. Seite citirt Hr. Klotz Macrob. Saturn. VII. 18. weil er beym Kirchmann (de Annulis cap. XI. p. 59.) diese Stelle so citirt fand. Aber es ist ein Druckfehler beym Kirchmann; das siebente Buch des Macrobius hat keine 18 Kapitel, es muß 13 heißen.

zen zu lassen. Tantum, sagt Plinius *), tribuunt varietati, coloribus, materiæ, decori: violari etiam signis gemmas nefas ducentes. Warum könnte also Scaurus, der die allererste Daktyliothek zu Rom hatte, nicht ein Liebhaber von dieser Art gewesen seyn? Warum muß ihn Herr Klotz zu einem Kenner machen? Wir lesen, versichert er, daß Scaurus, der Stiefsohn des Sylla, zuerst in Rom sich geschnittene Steine gesammelt habe." Wo lesen wir denn das? Plinius sagt von ihm bloß: gemmas plures primus omnium habuit Romæ. Sind denn gemmæ nothwendig geschnittene Steine? Weil bey den neuen Antiquaren alte Gemmen so viel heißen, als alte geschnittene Steine, und Daktyliothek so viel als eine Sammlung solcher Steine: muß Herr Klotz darum diese Bedeutung in die alten Autoren übertragen? Und was ich von der Daktyliothek des Scaurus sage, ist von den übrigen noch mit mehrerm Grunde zu vermuthen. Noch jetzt übersteigt es nicht das Vermögen eines wohlhabenden Privatmannes, ansehnliche Sammlungen von geschnittenen Steinen zu haben: und weiter nichts als solche Sammlungen sollten die Daktyliotheken gewesen seyn, welche Pompejus, und Cäsar, und Marcellus aufs Kapitol in die Tempel schenkten?

*) Libr. XXXVII. Sect. 1.

„Auch vom Mäcen, sagt Herr Klotz, wissen wir, daß er eine besondere Neigung zu den Edelsteinen gehabt habe. Er gesteht diese Neigung nicht allein selbst in einem Gedichte an den Horaz, sondern man sieht sie auch aus einem Briefe des Augustus an ihn.“ Er gesteht sie selbst? Ich habe die Anthologie seines Freundes, des Herrn Burmann, auf die er desfalls verweiset, nicht bey der Hand *); doch das Gedicht auf den Horaz, in welchem Mäcen seine Neigung selbst gestehen soll, werden ohne Zweifel die Verse seyn, die uns Isidorus aufbehalten hat, und sich anfangen:

Lugent, o mea vita, te ſmaragdus,
Beryllus quoque.

Aus diesen aber erhellet bloß die abgeschmackte Kakozelie des Mäcenas, und keinesweges seine Liebhaberey an Edelsteinen. Denn sonst würde man auch unsere Lohensteine und Hallmanne, die ihren Geliebten so gern Augen von Diamanten, Lippen von Rubin, Zähne von Perlen, eine Stirn von Helfenbein, und einen Hals von Alabaster gaben, für große Liebhaber und Kenner von dergleichen Kostbarkeiten erklären müssen. Selbst das Fragment von dem Briefe des Augustus, beym Macrobius, ist nichts als eine Verspottung dieser Kakozelie. Eher noch hätte sich Herr Klotz darauf berufen können, daß Mä-

*) S. die Zusätze des Herausgebers VII.

cenas von Edelsteinen etwas geschrieben zu haben scheine, weil Plinius ihn zu seinem sieben und dreyßigsten Buche genutzt zu haben bekennet. Doch wozu auch das? Mäcenas mag ein noch so großer Liebhaber von Edelsteinen gewesen seyn: war er es darum von geschnittenen? Wenn er sie der Pracht wegen liebte, wie von ihm zu vermuthen ist, so zog er sicherlich die ungeschnittenen vor.

Um die Mannichfaltigkeit der Vorstellungen auf geschnittenen Steinen zu begreifen, sagt Herr Klotz, müsse man erwägen, daß die Alten keine den Geschlechtern eigenthümliche Wappen in den Ringen geführet. Das schreibt er dem ehrlichen Kirchmann auf Treu und Glauben nach. Indeß ist nur so viel davon wahr, daß dergleichen Geschlechtssiegel nicht so gewöhnlich bey ihnen waren, als sie bey uns sind. Wer sie ganz und gar leugnen will, der ist bald widerlegt. Hatte nicht Galba ein solches προγονικον σφραγισμα, wie es Dio *) nennet? Bis auf ihn hatten die Kaiser alle mit dem Kopfe des Augustus gesiegelt; aber er behielt sein Geschlechtssiegel, welches ein Hund war, der sich über das Vordertheil eines Schiffes her beugte. Die ganze Familie der Macrianer führte den Alexander in ihren Ringen. Hiervon bringt Kirchmann selbst die Stelle aus dem

*) Libr. LI. p. 634. Edit. Reimari.

Trebellius Pollio in dem nehmlichen Kapitel bey, in welchem er die Geschlechtssiegel der Alten leugnet! Aber welcher Compilator hat nicht auf der andern Seite schon vergessen, was er auf der ersten geschrieben?

Und nun hören Sie doch, wie Herr Klotz diese Materie schließt! „Wir würden also, sagt er, von der Steinschneidekunst ungefähr folgende chronologische Geschichte zu entwerfen haben. Sie scheinet im Orient entstanden zu seyn, wurde von den meisten Völkern Asiens ausgeübt, und besonders von den Aegyptern getrieben. Dann kam sie zu den Hetruriern, ward den Griechen bekannt, und endlich in Rom aufgenommen.“ Sagen Sie mir doch, was den Herrn Klotz mag bewogen haben, den Hetruriern eine frühere Kenntniß der Steinschneidekunst beyzulegen, als den Griechen? Glaubt er wirklich, daß sie den Hetruriern unmittelbar von den Aegyptern mitgetheilet worden? Ist es also mehr als eine leere Vermuthung des Buonarotti, daß die Hetrurier eine Colonie der Aegypter gewesen? Hat man, außer der Aehnlichkeit des Styls in den Zeichnungen beyder Völker, historische Beweise davon; und welche sind es? Doch ich will diese Fragen nicht weiter fortsetzen. Herr Klotz hat sicherlich an keine derselben gedacht; sondern, allem Ansehen nach, diese seine chronologische Geschichte lediglich nach der Folge der Kapitel in Winkelmanns

Geschichte der Kunst abgefaßt. Wie diese, mit Absicht auf die verschiednen Stufen der Kunst, geordnet sind, läßt er die Kunst selbst wandern: aus Aegypten nach Hetrurien, aus Hetrurien nach Griechenland, und aus Griechenland nach Rom.

Siebzehnter Brief.

Was Herr Klotz hierauf von dem verschiedenen Styl der Aegyptischen, Hetrurischen und Griechischen Künstler beybringt, das gehört dem Herrn Winkelmann; ob er es gleich vollkommen in dem Tone eines Mannes vorträgt, der alle diese Dinge sich selbst abstrahiret hat.

Eine Stelle fällt mir darunter in die Augen, die zur Probe dienen kann, in welchem hohen Grade Herr Klotz die Geschicklichkeit besitzt, fremde Bemerkungen so zu verstümmeln, daß ihre Urheber alle Lust verlieren müssen, sich dieselben wiederum zuzueignen.

„Man hat, sagt er, viel hohlgegrabene Steine der Aegypter. Allein der Graf Caylus erinnert sich nicht, einen erhaben geschnittenen Stein gesehen zu haben. Hatten die Aegypter keinen Geschmack an den letztern? oder hat ein ungefährer Zufall sie unsern Augen entzogen? oder was ist sonst die Ursache dieser Seltenheit?

Wie? Caylus erinnerte sich keines einzigen Aegyptischen Cameo? Er besaß ja selbst einen,

den er selbst beschrieben, und dessen ich mich bey ihm sehr wohl erinnere: einen Löwen auf einem Carneol *).

Nun sehe ich den Ort nach, wo Herr Klotz bey dem Caylus so etwas will gefunden haben, und sehe, daß Caylus bloß sagt: „Ungeachtet wir eine große Menge ägyptischer Steine kennen, welche in die Tiefe geschnitten sind, so haben wir doch beynahe gar keine, an denen die Figuren erhaben geschnitten sind, und die wir pierres camées nennen **)."— Beynahe gar keine! Heißt das, keine? Vielmehr sagt Caylus damit, daß ihm einige bekannt gewesen.

Sonst hätte ich selbst ihm ein Paar nachweisen können. Der schönste ägyptische Stein, den Natter jemals gesehen, und der an trefflicher Arbeit keinem Griechischen etwas nachgab, war ein Cameo. Er stellt den Kopf einer Isis vor, und gehörte dem Marchese Capponi zu Rom. Einen ähnlichen, aber größern, besaß D. Mead ***).

Ich glaube gläserne Pasten von beyden in der Stoschischen, jetzt königlichen Preußischen, Sammlung gesehen zu haben. Herr Winkelmann sagt zwar ****), daß das Original des er-

*) Samml. von Alterth. B. I. Taf. 1. Nr. 3.
**) Ebend. S. 26. deutscher Uebers.
***) Traité de la Methode antique &c. Préf. p. 7.
****) Descript. des Pierr. grav. p. 9. 10.

stern sich in dem Collegio des h. Ignatius zu Rom befinde; allein es kann aus dem Besitze des Marchese Capponi dahin gekommen seyn. Wo das Original des zweyten sey, giebt Herr Winkelmann gar nicht an: doch der Umstand, daß er eine ähnliche Isis, nur etwas größer, vorstelle, läßt vermuthen, daß er in der Sammlung des D. Mead zu suchen gewesen. Irre ich mich; desto besser: So finden sich zwey vortreffliche erhabne ägyptische Steine mehr, die dem Herrn Klotz wohl hätten bekannt seyn sollen.

Die nehmliche Stoschische Sammlung enthält noch verschiedene andere, sowohl alte als neue ägyptische Pasten, die alle von erhabnen Steinen genommen worden, und deren Originale in den Kabinettern entweder verstreuet sind, oder verloren gegangen.

Die Fragen, in welche Herr Klotz über die vermeynte gänzliche Vermissung erhabner ägyptischer Steine ausbricht, sind ebenfalls die verstümmelten Fragen des Caylus. Anstatt ihm so sonderbar nachzufragen, hätte er vielmehr die falsche Voraussetzung des Grafen rügen sollen. Weil die Kunst, die Steine tief zu arbeiten, und die ihr entsprechende Kunst, sie erhaben zu arbeiten, nicht wohl anders, als mit gleichen Schritten fortgehen können: so schließt Caylus, hätten sich auch die Steine von beyden Gattungen in gleicher Proportion vermehren müssen.

Gewiß nicht; denn der Gebrauch damit zu siegeln, machte die von der einen Gattung nothwendiger, als die von der andern; und folglich auch häufiger. Daher sind nicht bloß bey den ägyptischen Steinen, der Camei die wenigern: sondern bey allen. Der Luxus allein vermehrte die Camei; und wenn bey den Aegyptern der Camei gegen ihre vertieften Steine ungleich weniger waren, als bey den Griechen und Römern: so kam es nur daher, weil bey jenen der Luxus niemals so groß gewesen, als bey diesen. Das ist die Auflösung des Räthsels, die Caylus nicht erst von der Zeit hätte erwarten dürfen.

Ich könnte hinzu fügen, daß die Aegypter diejenigen gewesen, welche beyde Arten des Schneidens auf ihren Steinen angebracht. Ich meyne die so genannten Scarabäi, welche auf der flachen Seite tiefe Zeichen und Figuren, auf der hintern convexen Fläche aber einen erhaben geschnittenen Käfer zeigen. Herr Klotz muß aus seinem Caylus wissen *), daß sich unter diesen Käfern Stücke von sehr schöner Arbeit finden. Wenn Aelianus aber sagt **), daß die Käfer, welche die ägyptischen Soldaten in ihren Ringen getragen, eingegrabener Arbeit ge-

*) Erster Band, Taf. IX. Nr. 3.

**) Hist. Animal. Lib. X. cap. 15. — Εγγεγλυμμενον κανθαρον.

wesen wären: so hat Aelian entweder sich geirrt, oder es hat sich mit diesen Käfern gerade das Gegentheil von dem zugetragen, was Herr Klotz meynet, das mit den andern ägyptischen Steinen geschehen. Die von erhabner Arbeit sind nur allein übrig geblieben: ich wenigstens habe nie von einem tief gegrabenen Käfer dieser Art gehört.

Achtzehnter Brief.

Mit einem andern Auge betrachtet Caylus, mit einem andern Winkelmann, die Werke der hetrurischen Künstler. Caylus neigte sich noch immer gegen die Meynung des Buonarotti, welcher die hetrurische Kunst ägyptischen Ursprungs macht: Winkelmann hingegen will davon nichts wissen; sondern, wenn die Kunst durch Fremde nach Hetrurien gebracht worden, so waren es, nach ihm, die Pelasger, von welchen die Hetrurier den ersten Unterricht darin bekamen. Jenem ist es genug, daß ein Stein, den man für hetrurisch hält, ein Scarabäus ist, um daraus auf die Verwandtschaft dieses Volkes mit den Aegyptern zurück zu schließen: dieser erkennt zwar in dem ältesten hetrurischen Styl die Aehnlichkeit mit dem ägyptischen; aber auch der älteste griechische Styl hatte diese Aehnlichkeit: und das ist genug, sie in den hetrurischen Werken zu erklären, ohne deswegen

zu einer unmittelbaren Abstammung von den Aegyptern seine Zuflucht nehmen zu dürfen.

Mit welchen von beyden hält es Herr Klotz? — O, Herr Klotz hält es mit beyden: desto flinker geht das Abschreiben von Statten. Denn so ungefähr eine Verbindung ist zwischen beyden bald gemacht. „An einigen ihrer Werke sagt er, kann man die Quelle wahrnehmen, woraus die Künste der Hetrurier geflossen: ich meyne Aegypten.— Die Werke späterer Zeiten zeugen von einer Bekanntschaft mit Griechenland.“ Die Werke späterer Zeiten! Sehen Sie, nun haben Caylus und Winkelmann Recht; einer so gut wie der andere. Aber fragen Sie ja nicht: warum nur die Werke späterer Zeiten? Fragen Sie ja nicht: welche ältere hetrurische Steine Herr Klotz kennt, als den mit den fünf Helden vor Theben? und wie er selbst eben diesen Stein, drey Zeilen vorher, wegen seines Alterthums rühmen, und dennoch gleich darauf die Bekanntschaft der hetrurischen Künstler mit der griechischen Geschichte und Fabel, auf ihre Werke späterer Zeit einschränken können? Der Compilator kann sich widersprechen, so oft als er will.

Von den Hetruriern leitet Herrn Klotz seine chronologische Ordnung auf die Griechen. „Zur höchsten Vollkommenheit, schreibt er, ward die Steinschneidekunst von den Griechen gebracht, welche dieselbe, nach der Meynung einiger

Schriftsteller, von den Aegyptern empfangen, aber durch die Größe ihres Geistes erhoben hatten.“ Geben Sie wohl Acht! Nach der Meynung einiger Schriftsteller, von den Aegyptern: aber nach seiner, und bessern, die sich auf die Chronologie gründet, von den Hetruriern! Oder wollen wir Herrn Klotz diese gar zu große Ungereimtheit lieber nicht behaupten lassen, ob er sie schon wirklich sagt? Gut, sie mag nichts als Mangel an Präcision seyn: und wir wollen, was er da vorbringt, von einer andern Seite betrachten.

Wer sind die einigen Schriftsteller, welche behaupten, daß die Griechen die Steinschneidekunst von den Aegyptern empfangen? Hr. Klotz, der die Quellen gebraucht zu haben versichert, verweiset uns desfalls auf Nattern. Natter ist keine Quelle; aber die Quellen werden sich bey dem Natter finden: gut. Ich schlage also Nattern nach, und finde, daß er allerdings sagt: J'en conclus naturellement—que les Grecs & les autres nations avoient emprunté leur méthode de graver des Egyptiens & l'avoient perfectionnée, comme tant de savans l'ont déja prouvé évidemment. Ein Stern verweiset mich unter den Text; und da stehen wirklich einige von diesen Gelehrten genannt: Plinius, Stosch und Mariette. Aber Stosch und Mariette gelten eben so viel als Natter und Klotz: und alles beruhet folglich

auf dem Plinius, dessen Anführung buchstäblich nachgeschrieben, so aussieht: Plin. lib. 35. c. 3. p. m. 346. Anaglypho opere gemmis insculpere populis illis (Aegyptiis) mos erat, &c.

Ich sage: Herr Klotz muß diese Anführung nicht nur nicht nachgeschlagen, sondern auch nicht einmal gelesen haben.

Denn wenn er sie gelesen hätte, würde er sich ihrer doch wohl da erinnert haben, wo er ganz und gar von keinen erhaben geschnittenen ägyptischen Steinen wissen will. Wenigstens würde er seine Frage: „Hatten etwa die Aegypter keinen Geschmack an solchen Steinen?“ zurück behalten haben; indem, nach den angeführten Worten des Plinius, sie gerade mehr Geschmack an erhaben, als an tief geschnittenen Steinen gehabt hätten; anaglypho opere gemmis insculpere populis illis mos erat. Doch ich vergesse schon wiederum den Compilator, der sich schlechterdings an nichts zu erinnern braucht.

Nachgeschlagen hat er die Stelle wenigstens gewiß nicht. Denn wenn er sie nachgeschlagen hätte, würde er sie sicherlich — nicht gefunden haben; wenigstens da nicht gefunden haben, wo sie stehen soll. Sie steht nicht in dem dritten Kapitel des fünf und dreyßigsten Buchs; sie steht in dem ganzen fünf und dreyßigsten Buche nicht; kurz, sie steht in dem ganzen Plinius

nicht, und Gott mag wissen, wo sie Natter, oder Herr Deschamps, dessen Feder sich Natter bediente, hergenommen hat.

Wie gefällt Ihnen das? Was sagen Sie zu einem solchen Quellenbraucher, der aus der ersten der besten Pfütze schöpft, ohne sich zu bekümmern, was für Unreinigkeiten auf dem Grunde liegen?

Neunzehnter Brief.

Von den Römern, in Absicht auf die Kunst, schwatzt Herr Klotz nach dem alten, von Winkelmann *) genugsam widerlegten Vorurtheile, daß ihre Künstler einen eigenen Styl gehabt. „Wahre Kenner, sagt er, bemerken an den römischen Steinen eine trockne Zeichnung, ein ängstliches und plumpes Wesen, eine kalte Arbeit, und an den Köpfen weder Geist noch Charakter.“ Ueber die wahren Kenner! Wenn das den römischen Styl ausmacht, so arbeiten alle Stümper im römischen Style. Aber wer heißt denn diese wahren Kenner, alles was schlecht ist, für römisch ausgeben? Gab es unter den griechischen Künstlern keine Stümper?

Der letzte Stoß, mit dem Herr Klotz gegen die römische Kunst ausfällt, ist besonders merkwürdig. Auch ist er ganz von seiner eigenen

*) Gesch. d. Kunst, S. 291. und 293.

Erfindung, und mit einer Behendigkeit und Stärke geführt, daß ich gar nicht absehe, wie er zu pariren ist. „Die Römer, versichert er, hatten nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Steinschneider anzudeuten."

Was eine so gering scheinende Anmerkung aus dem Wörterbuche, mit eins für einen Aufschluß in die Geschichte der Künste geben kann!

Nun rede man mir ja nichts mehr von der Baukunst der Römer! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache einen Baumeister anzudeuten *).

Eben so wenig sage man mir von ihrer Dichtkunst! Sie hatten ja nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, einen Dichter anzudeuten.

Hingegen ist aus eben diesem Grunde klar, daß wir Deutschen ganz andere Architekte und Poeten haben müssen.

Nur fällt mir ein, — kaum getraue ich mir aber gegen einen Lateiner, wie Herr Klotz ist, einen solchen Einfall vorzubringen — ob es auch wirklich wahr ist, daß die Römer kein Wort in ihrer Sprache gehabt, einen Steinschneider anzudeuten?

Sigilliarius, worüber sich Herr Klotz in der Note allein ausläßt, mag es freylich nicht seyn; und besonders mag es, mit Flaturarius verbunden, (nicht Flatuarius, wie Herr Klotz

*) S. die Zusätze des Herausgebers, VIII.

zweymal mit großen und mit kleinen Buchstaben drucken lassen) wohl etwas ganz anders heißen. „Herr Walch, sagt Herr Klotz, erklärt es richtiger durch signorum statuarumque ex metallo fuso fabricator.“ Es kann seyn; aber warum denn eben Herr Walch? Schon in Fabers Thesauro war es durch χαλκευς ἀνδριαντοποιος erklärt. Ich für meinen Theil möchte indeß die Meister großer Werke nicht anders darunter verstehen, als in so fern ein Künstler, der das Große zu fertigen weiß, auch das Kleinere dieser Art machen kann. Denn für jenen steht das Wort Statuarius insbesondere; und der Sigilliarius, denke ich, beschäftigte sich allein mit den kleinen Kunst- und Spielwerken, welche die Römer zum Beschlusse der Saturnalien einander schickten, und welche, nach dem Savat und Rink, größtentheils aus Medaillen bestanden.

Aber was hat Herr Klotz gegen das Wort Scalptor? Ich sollte meynen, es wäre ausgemacht, daß es in dem eigentlichsten Verstande einen Steinschneider bedeute *). Bey dem Plinius bedeutet es ihn gewiß, so oft es allein steht; und wenn er eine andere Art Künstler

*) Scalptores proprie qui gemmas cavant, hoc est, qui cavam faciunt in gemmis effigiem, quæ pro sigillo solet insculpi. Salmasius ad Solinum p. 1100. Edit. Par.

damit anzeigen will, so setzt er die besondere Materie, in der er arbeitet, hinzu. Er sagt, ſcalptores & pictores hoc cibo utuntur oculorum cauſa; er sagt, adamantis cruſtæ expetuntur a ſcalptoribus, ferroque includuntur: hingegen sagt er, wenn er von Bildhauern redet, hæc ſint dicta de marmorum ſcalptoribus.

Auch kömmt in alten Inschriften und Glossen das Wort cavator und cavitarius vor, welches ganz und gar nichts anders als einen Steinschneider bedeutet, und von den neuern Griechen sogar in ihre Sprache übergenommen worden *).

Zwanzigster Brief.

Nun kömmt Herr Klotz auf die berühmtesten Steinschneider neuer und alter Zeit. Mit jenen thut er, als ob er noch so bekannt sey; er läßt, die er für die vorzüglichsten hält, die Musterung passiren, und jeden mit einer kleinen Censur laufen. Seine Censuren aber sind lauter Scharwenzel, die man versetzen und vertauschen kann, wie man will, indem sie auf den einen eben so gut, wie auf den andern passen: „er hat sich mit Ruhm gezeigt; er erwarb sich allgemeine Hochachtung; er ist keinem Freunde

*) Salmaſius l. c.

der Kunst unbekannt." Was lernt man aus solchen Lobsprüchen? — Daß uns der Ertheiler nichts zu lehren gewußt habe.

Aber Herr Klotz will uns nun mit aller Gewalt belehren: er schreibt also ohne Wahl und Prüfung aus, und lehrt auf gut Glück, es mag wahr oder falsch seyn. „Philipp Christoph Beckern," sagt er, „und Marcus Tuschern will ich das Lob des Fleißes nicht streitig machen." Marcus Tuschern, das Lob des Fleißes! das will ihm Herr Klotz nicht streitig machen! Herr Klotz kennt also wohl recht viel geschnittene Steine von Marcus Tuschern? O! das wird ihm Marcus Tuscher noch im Grabe danken. Denn Marcus Tuscher wollte gar zu gern ein Edelsteinschneider heißen, und war ganz und gar keiner. — Ganz und gar keiner? und Herr Klotz macht ihn zu einem der fleißigsten? — Der Ausschreiber müßte sich hüten, zu dem was er findet, auch nicht eine Sylbe hinzuzusetzen! Herr Klotz fand Tuschern beym Mariette als Steinschneider angeführt; ob wohl nicht als einen fleißigen: der Fleiß ist sein Zusatz; und durch diesen Zusatz wird eine kleine Irrung des Mariette zu einer groben Unwahrheit. Lesen Sie nur folgende Stelle! Mr. Mariette, sagt Natter in seiner Vorrede *), se trompe encore au sujet de Mr. Marc Tuscher de

*) Préf. XXXI.

Nuremberg, qui n'a jamais gravé en pierres fines. C'étoit un Peintre qui avoit le foible de vouloir paſſer auſſi pour un Graveur. Il a modélé ſon propre portrait en cire molle, fort en petit; il en a fait une empreinte en plâtre, & puis en pâte de différentes couleurs; entre autres en couleur d'Aigue-marine, dont Mr. Ghinghi, qui étoit alors Graveur du Grand-Duc de Toſcane, a retouché les cheveux, & poli la face. Il a gravé à la verité la tête de Minerve en pierre Parragone, mais cela ſe peut faire avec une ſimple aiguille & un canif ſur cette pierre, mais non ſur de pierres fines *).

Von den alten Meiſtern hat Herr Kloz ſo etwas hingeworfen, was weder halb noch ganz iſt. Unter denen, die man in Schriften genennt findet, vergißt er den Kronius, deſſen Plinius mit dem Pyrgoteles und Apollonides zugleich gedenkt: und von denen, deren Namen bloß auf Steinen vorkommen, bringt er keinen einzigen bey, den er nicht aus dem bekannten Stoſchiſchen Werke genommen hätte. Er ſcheint nicht einmal gewußt zu haben, daß Stoſch an einem zweyten Theile dieſes Werks geſammelt; daß verſchiedene dazu geſammelte Stücke in ſei-

*) S. die Zuſätze des Herausgebers, IX.

ner von Winkelmann beschriebenen Daktyliothek anzutreffen; und daß sogar von einigen sehr schöne Kupfer, die Schweickart nach Marcus Tuschers Zeichnung gestochen, gewissen Exemplaren des Winkelmannischen Werkes einverleibt sind. Er hätte sonst den Phrygillus anführen müssen, dessen auf der Erde sitzender Kupido, mit einer offenen Muschel neben sich, unter allen bekanntesten griechischen Steinen einer der schätzbarsten ist; sowohl in Ansehung der Kunst und Arbeit, als des hohen Alters, an welchem ihm, nach dem Zuge der Buchstaben in dem Namen des Künstlers zu urtheilen, kein einziger von den beschriebenen Steinen beykömmt *). Er hätte sonst, unter den Werken des Solon die Bacchantin auf einer alten Paste nicht vergessen müssen, die uns eine weit größere Idee von diesem Künstler macht, als uns die bisher von ihm bekannten Steine gewähren können **).

Der historischen Nachrichten von den alten Künstlern sind freylich wenige. Dieses hindert aber nicht, daß nicht über verschiedene dem ungeachtet vielerley anzumerken seyn sollte. Ueber den Dioskorides, z. E. oder wie wir ihn eigentlich schreiben sollten, Dioskurides; denn so hat

*) Winkelmann, Déscript. des pierr. gr. p. 137.
**) Ibid. p. 251.

er sich auf seinen Steinen selbst geschrieben; so hat ihn Torrentius in verschiedenen Handschriften des Suetons geschrieben gefunden. Von den Steinen, die seinen Namen führen, hat man nicht wenige für untergeschobene zu halten; und von denen, die man ihm nicht absprechen kann, werden verschiedene ganz falsch gedeutet. Die zwey Köpfe des Augustus beym Stosch können keine Köpfe des Augustus seyn; der so genannte Diomedes mit dem Palladium stellt vielleicht ganz etwas anders vor; u. s. w.

Doch mit den Unterlassungssünden des Herrn Klotz muß ich mich ja nicht abgeben. Ich würde kein Ende finden!

Ein und zwanzigster Brief.

Lassen Sie sehen, was Herr Klotz von der Materie, in welche diese Künstler arbeiteten, von den Steinen, als Steinen, weiß.

„Die alten Künstler, schreibt er, gruben in alle Arten von kostbaren Steinen. Mariette sagt, daß er sogar schöne Smaragde und Rubinen gesehen habe, in welche der Steinschneider Figuren geschnitten. Aber dieses scheinet mir seltner geschehen zu seyn, am seltensten mit dem Rubin, wegen seiner Härte und großem Werthe. Selten sind auch ihre Werke in Sapphir. Am häufigsten brauchten sie zu hohlgegrabnen Wer-

ken den Carneol und Agath, von Einer Farbe, so wie sie sich bey erhabnen Werken der verschiedenen Agathonyche und Sardonyche bedienten."

Wie vieles wäre hier zu erinnern! Wie manches müßte geändert und genauer ausgedrückt werden, ehe es von einem Manne geschrieben zu seyn scheinen könnte, der in diesen Dingen kein Fremdling ist!

Es sey, daß die alten Künstler, so gut wie die neuern, in alle Arten von Edelsteinen schneiden können; es sey, daß sie wirklich in alle geschnitten haben. Ihre Werke auf eigentliche Edelsteine waren darum doch eben so selten, als dergleichen zu unserer Zeit sind, und es ist bloße Declamation, wenn Herr Klotz an einem andern Orte schreibt, „daß jene Neigung der Alten zu den Ringen mit geschnittenen Steinen einen bessern Geschmack anzeige, als man heut zu Tage habe, da man bloß geschliffene Steine, ohne daß die Erfindung oder Arbeit des Steinschneiders sich auf eine Art daran gezeigt hätte, die uns unterrichten oder ergötzen könnte, hoch schätzt, und mit ungeheuren Summen bezahlt."
—Dergleichen Steine, die man jetzt mit ungeheuren Summen bezahlt, hielt auch das Alterthum, wie ich schon erinnert habe, für viel zu gut, sie von der Kunst verletzen zu lassen. Auch schon vor Alters dünkte es der Prachtliebe von besserm Geschmacke, dergleichen Steine als

bloße Steine zu tragen*); und nur denen von geringerm Werthe ließ man durch die Kunst einen höhern Werth ertheilen, ut alibi ars, alibi materia esset in pretio. Und wahrlich so gehört es sich auch! Denn wenn die Kunst nicht ausdrücklich, zur leichtern und glücklichern Behandlung, die kostbarere Materie erfodert: so ist es albern, und zeugt gerade von keinem Geschmacke, und zeugt von nichts, als einer barbarischen Verschwendung, diese kostbarere Materie demungeachtet, vorzüglich vor der weniger kostbaren, aber zur Behandlung mehr geschickten Materie zu brauchen.

Wenn folglich die Alten auch schlechterdings nie in Diamant, oder Smaragd, oder Rubin geschnitten hätten; wir Neuern hingegen hätten in nichts als solche Steine geschnitten: so würde dieses doch auf keine Weise ein Vorzug für unsere Künstler seyn; gesetzt auch, daß ihre Arbeit vollkommen so gut, als die Arbeit der alten Künstler wäre. Zwar gehört die Härte mit unter die Eigenschaften, welche den Werth eines Steines erhöhen; und derjenige Künstler, der einen ungleich härtern Stein bearbeitet, findet ungleich größere Schwierigkeiten zu über-

*) Alias deinde gemmas luxuria violari nefas putavit, ac ne quis signandi caussam in annulis esse intelligeret, solidas induit. Plinius lib. XXXIII. sect. 6.

steigen, als der, welcher einen geschmeidigern unter Händen hat. Aber die überstiegene Schwierigkeit machte bey den Alten keine Schönheit mehr, und ihren Künstlern kam es nie ein, sich muthwillig Schwierigkeiten zu schaffen, um sie überwinden zu können.

Wenn ein Natter zwölfmal mehr Zeit braucht, einen Kopf in einen Diamant zu schneiden, als in einen andern orientalischen Stein *): warum soll Natter seiner Zeit und seiner Ehre so feind seyn, und für zwölf Kunstwerke nur Eins machen? Was hilft es ihm, daß dieses Eine von Diamant ist? Der Diamant hat nicht gemacht, daß seiner Kunst ein einziger Schwung sanfter, ein einziger Druck kräftiger gerathen: aber die Kunst hat den Diamant verhunzt. Der Diamant hat von seiner Masse, hat von seinem Feuer verloren: und warum? wozu? Eben die Kunst, die uns diesen Verlust kaum kann vergessen machen, würde jeden geringern Stein in einen Diamant veredelt haben.

Und so wollte ich sicher annehmen, daß überall, wo in den alten Schriftstellern eines besonders kostbaren Ringes oder Steines gedacht wird, ein Stein ohne Figuren zu verstehen sey. Von dem, zu dessen freywilligem Verluste sich Polykrates entschloß, um die neidische Gottheit zu versöhnen, die sein ununterbrochenes Glück

*) Préf. XVI.

leicht beleidigen dürfte, sagt es Plinius ausdrücklich; ja, seine Worte *) scheinen sogar anzudeuten, daß dieser Stein nicht einmal geschliffen, sondern völlig so gewesen, wie er aus der Hand der Natur gekommen.

Hingegen bin ich völlig der Meynung, daß, wenn Eupolis den Cyrenäern nachsagte **), daß der geringste von ihnen einen Siegelring trage, der zehn Minen koste, dieser Vorwurf der Verschwendung mehr auf die zu theuren Steine ging, welche sie ungeschnitten in ihren Ringen trugen, oder geschnitten zu ihren Siegeln mißbrauchten, als auf den zu großen Lohn, den sie dem Künstler für den Schnitt entrichteten.

Zwey und zwanzigster Brief.

Allerdings ist es ganz ohne Grund, wenn Hr. Klotz in dem Ringe, welcher die Feindschaft zwischen dem Cäpio und Drusus veranlaßte, so wie in dem Opale, der dem Nonius die Verbannung zuzog, geschnittene Steine finden will. Aber über den Ring des Polykrates, meynen Sie, dürfte dem Plinius weniger zu glauben seyn, als dem Herodotus und Strabo und Pau-

*) Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est. Libr. XXXV. sect. 4.

**) Aelianus Hist. var. lib. XII. cap. 30.

sanias und Tzetzes, die nicht allein ausdrücklich sagen, daß der Stein desselben ein geschnittener Stein gewesen, sondern auch den Meister nennen, der ihn geschnitten habe.

Und doch halte ich es lieber mit dem Plinius! Nicht zwar deswegen, weil Plinius sagt, daß dieser Stein des Polykrates, welcher ein Sardonyx gewesen, noch bey seiner Zeit zu Rom in dem Tempel der Concordia, gezeigt worden, und er sich also mit seinen eigenen Augen belehren können; denn er selbst sagt das, weil er es sagen hören, nicht weil er es wirklich glaubt *): sondern ich gründe mich auf etwas

*) Sardonychem, heißen die Worte des Plinius, eam gemmam fuisse constat: Ostenduntque Romæ, si credimus, Concordiæ delubro, cornu aureo Augustæ dono inclusam, & novissimum prope locum tot prælatis obtinentem. Dieses giebt unser deutscher Uebersetzer: „und man zeigt ihn, wo wirs glauben wollen, zu Rom in der Kapelle der Eintracht, wo er durch das Geschenk der Kaiserin in ein goldenes Horn eingeschlossen ist, und da ihm so viele vorgezogen sind, fast den letzten Ort behauptet." Ich zweifle, ob man daraus versteht, was Plinius sagen wollen, und was er für ein goldenes Horn gemeynet, in welchem sich dieser Stein befand. Ich glau-

anders. Auf den Künstler nemlich, der ihn geschnitten haben soll.

Theodorus von Samos wird als dieser genennt. Nun aber sagt das ganze Alterthum, daß dieser Theodorus in Metall gearbeitet, und zugleich ein Baumeister gewesen. Wäre es nicht fast ein wenig zu viel, ihn auch zum Steinschneider zu machen? Und wie, wenn der Ring, von dem die Rede ist, sein Werk seyn könnte, wenn er auch kein Steinschneider gewesen wäre? wenn er ihn nehmlich bloß gefaßt hätte? Ohne Zweifel paßt dieses zu seiner anderweitigen Kunst besser; und Herodotus scheinet in der That auch nichts anders sagen zu wollen: ἡν οἱ σφρηγις την ἐφορεε χρυσοδετος — ἡν δε ἐργον Θεοδωρȣ τȣ Τηλεκλεος Σαμιȣ. „Polykrates hatte einen in Gold gefaßten Stein, welcher ein Werk des Theodorus war.“ Ich verstehe, in so fern er gefaßt war; nicht aber, in so fern er irgend eine eingeschnittene Figur

be, er meynte das Füllhorn, mit welchem die Göttin der Eintracht vorgestellet wird. Dieses war mit Edelsteinen besetzt, unter welchen sich auch der Sardonyx des Polykrates, wie man vorgab, befand; aber fast ganz unten, wo er so vielen andern nachstehen mußte, zum Beweise, wie sehr der Luxus in diesen Kostbarkeiten, seit den Zeiten des Polykrates gestiegen.

enthielt. Denn es ist falsch, was Kuhn *) und andere sagen, daß σφραγις nothwendig einen Ring mit einem geschnittenen Steine bedeute; es kann eben sowohl einen Ring mit einem bloßen ungeschnittenen Steine bedeuten. Denn Pollux sagt ausdrücklich **): ὑτο (σφραγιδας) τυς επισημυς δακτυλιυς ὠνομαζων, τυς τα σημαντρα, ἡ λιθυς ἐν ἀυτοις ἐχοντας. Und beym Theophrast heißen σφραγιδια durchgängig alle Edelsteine überhaupt, wie man sie in Ringen zu tragen pflegt, ohne Absicht auf darein gegrabene Zeichen oder Bilder.

Indeß ist es auch nicht zu leugnen, daß σφραγις öfters im engern Verstande das ἐκμαγειον, das Bild, die Figur bedeute, welche auf den Stein geschnitten ist, und sich in dem Wachse abdrückt. Ja, eben diese Zweydeutigkeit scheint mir die Ursache zu seyn, warum man in der angeführten Stelle des Herodotus einen Steinschneider zu finden geglaubt, wo man nichts als einen Goldarbeiter sehen sollen. Was bey dem Herodotus σφρηγις σμαραγδυ λιθυ ἐυσα heißt, heißt bey dem Pausanias ***) ἐπι τυ λιθυ της

*) Σφραγιδες differebant ἀπο των δακτυλιων in eo, quod ſigna quædam habebant inſculpta in gemmis. In Indice ad Ael. Hiſt. var.

**) Lib. V. ſegm. 100.

***) Lib. VIII. p. 629. edit. Kuh.

σμαραγδε σφραγις: und man muß sonach erst dieses wiederum in jenes übersetzen, wenn man sich nicht eine ganz falsche Vorstellung davon machen will.

Ich halte mich bey dieser Kleinigkeit auf, weil es mir vorkömmt, als habe uns Plinius die Epoche der erfundenen, oder in Griechenland wenigstens bekannter gewordenen Kunst in Stein zu schneiden, zwischen die Zeiten des Polykrates und Ismenias wollen vermuthen lassen *). Er sagt: Polycratis gemma, quæ demonstratur, illibata intactaque est: Ismeniæ ætate, multos post annos, apparet scalpi etiam smaragdos solitos. „Der Edelstein des Polykrates war völlig unverletzt: und erst zu den Zeiten des Ismenias, viele Jahre nachher, zeigt es sich, daß man auch in Smaragd geschnitten." Ein geschnittener Stein aus den Zeiten vor dem Polykrates war dem Plinius also nicht vorgekommen; und der Smaragd des Ismenias war der erste geschnittene Stein, dessen er erwähnt gefunden.

Dieses Datum aber fiele weg, wenn man nothwendig zugeben müßte, daß Theodorus von Samos auch in Edelsteinen gearbeitet habe. Indeß hätte Herr Winkelmann es immer als ausgemacht annehmen mögen: wenn er das Zeitalter dieses Künstlers nur nicht überhaupt

*) Lib. XXXVII. sect. 4.

so sehr unrichtig bestimmt hätte. „In Erz *), sagt er, müßte man in Italien weit eher als in Griechenland gearbeitet haben, wenn man dem Pausanias folgen wollte. Dieser macht die ersten Künstler in dieser Art Bildhauerey, einen Rhökus und Theodorus aus Samos, namhaft. Dieser letzte hatte den berühmten Stein des Polykrates geschnitten, welcher zur Zeit des Krösus, also etwa um die sechzigste Olympias, Herr von der Insel Samos war. Die Scribenten der römischen Geschichte aber berichten, daß bereits Romulus seine Statue, von dem Siege gekrönt, auf einem Wagen mit vier Pferden, alles von Erz, setzen lassen, u. s. w.“

Es folgt nicht, weil Theodor den Stein des Polykrates geschnitten, weil er die große Vase von Silber gearbeitet hatte, welche Krösus in den Tempel zu Delphi schenkte, daß er darum ein Zeitverwandter des Polykrates und Krösus gewesen. Krösus und Polykrates konnten im Besitze dieser Kunstwerke seyn, ohne sie dem Meister selbst aufgegeben zu haben. Dieser konnte längst vor ihnen gelebt haben: und muß auch. Denn Plinius sagt ausdrücklich: Plasticen invenisse Rhœcum & Theodorum tradunt, multo ante Bacchiades Corintho pulsas. Diese Vertreibung der Bacchia-

*) Geschichte der Kunst, S. 16.

den geschah durch den Cypselus, um die dreyßigste Olympiade; und das multo ante des Plinius bringt das Zeitalter des Theodorus den Zeiten des Romulus ungleich näher: ja beyde können gar wohl als völlig zeitverwandte Personen betrachtet werden.

Aus dem Clemens Alexandrinus lernen wir zwar, daß Polykrates mit einer Leyer gesiegelt *); und Junius vermuthet, daß diese eben das Sinnbild gewesen, welches Theodorus auf jenen Stein geschnitten. Aber wir wissen, daß man in den ältesten Zeiten auch mit Ringen von bloßem Metall siegelte, in welches die Namen oder Sinnbilder gegraben waren: und folglich kann die Nachricht des Clemens ihre Richtigkeit haben, ohne daß darum die Nachricht des Plinius falsch ist. Denn in dieser ist nicht von bloßen Siegelringen, sondern von Siegelringen mit geschnittenen Steinen die Rede; und es ist der Natur der Sache gemäß, daß jene längst im Gebrauche gewesen, ehe diese aufgekommen **).

*) Pædag. Lib. III. p. 289. Edit. Pott.

**) S. die Zusätze des Herausgebers, X.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

VIII. Ueber die Ahnenbilder der Römer. Eine antiquarische Untersuchung.

IX. Fragment über die Isische Tafel.

1. Geschichte der Isischen Tafel.
2. Von dem Alter dieser Tafel.
3. Von ihren Auslegern.
4. Einige Merkwürdigkeiten dieser Tafel.

X. Kleinere antiquarische Fragmente.

1. Karyatiden.
2. Dioskorides.
3. Grottesken.
4. Ueber die Mängel des antiquar. Studiums.

Briefe antiquarischen Inhalts.

Erster Theil. Erster bis zwey und zwanzigster Brief.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lessing, Gotthold Ephraim,

Gotthold Ephraim Lessings sämmtliche Werke

Bd.: 17

Wien 1802

Opp. 528-17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604331-4